

ANJA
WEINHOLD

EDWARD
CORBY

E R W A C H E N

GEDANKENREICH VERLAG

GedankenReich Verlag
N. Reichow
Neumarkstraße 31
44359 Dortmund
info@gedankenreich-verlag.de
www.gedankenreich-verlag.de

EDWARD CORBY - ERWACHEN

Text © Anja Weinhold, 2025
Cover & Umschlaggestaltung: Phantasmal Image
Lektorat/Korrektorat: Teja Ciolczyk
Satz & Layout: Phantasmal Image
Covergrafik © shutterstock
Innengrafiken © shutterstock
Druck: BOOKS FACTORY Sp. z o.o.
ul. Cukrowa 22
71-004 Szczecin (Polen)

ISBN 978-3-98792-124-7

© GedankenReich Verlag, 2025
Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.

ANJA
WEINHOLD

EDWARD
CORBY



E R W A C H E N



Inhaltswarnung

Dieses Buch führt inmitten des viktorianischen Londons
auf die düstersten Pfade des menschlichen Daseins.

Gemischt mit Abgründen, die sich nicht nur durch blutige Magie,
brutale Gewalt, Gier, Sucht, Wahn & unerwiderte Begierde vertiefen.

Gib auf Dich Acht, wenn Du durch diese Zeilen wanderst,
die mit ihren finsternen Fängen nach Dir greifen ...

ERSTER AKT



AUF DER
JAGD
NACH
JACK THE RIPPER

I

Gestatten, Edward Corby!

London, 1888

Mitten in der Nacht wurde Inspector Frederick Abberline in die Buck's Row gerufen. Eine Straße im Arbeiterviertel Whitechapel. Wie so viele Wege außerhalb der Innenstadt war sie eng, dreckig und von Arbeiterbaracken umgeben. An den Rändern lungerten Tagelöhner und Prostituierte herum.

Frederick arbeitete schon lange als Inspector in diesem Teil der Stadt, bei jedem Mord, der hier begangen wurde, sickerte ein Stück des Elends dieser Tage aus den Leichen der Opfer hinab in die Gosse. Frederick war viel gewöhnt. Mord und Totschlag waren sein täglich Brot, doch das Bild des Grauens, das sich ihm in dieser Nacht bot, war selbst für ihn etwas Außergewöhnliches.

Ein Constable führte ihn zum Tatort in einer Nebengasse. Die Tote war mit einem Tuch abgedeckt worden. Doktor Mood, der Leichenbeschauer, war bereits zugegen. Er packte gerade diverse Gerätschaften in seine Arzttasche zurück. Neben ihm stand sein Sergeant Jacob Miller, der schnellen Schrittes auf ihn zukam.

»Inspector Abberline, ich möchte Sie vorwarnen. Es ist grauenvoll.«

»Whitechapel um drei Uhr nachts. Sagen Sie mir, was daran nicht grauenvoll ist«, entgegnete Frederick trocken. Er war müde und hätte eigentlich schon längst bei seiner Frau im Bett liegen sollen, doch stattdessen musste er sich mit dem üblichen Gestank der Straße auseinandersetzen.

Doktor Mood schüttelte den Kopf. »Inspector, Glauben Sie ihrem Sergeant, so was haben Sie noch nie gesehen.« Er hob das Laken an und zeigte Frederick die Leiche.

Ihm stockte der Atem. Die Frau vor ihm war bestialisch entstellt worden. Jemand hatte ihr die Kehle durchgeschnitten und sich dann an ihrem Unterleib zu schaffen gemacht. Ein Teil der Bauchdecke lag offen und die Gedärme quollen heraus.

»Einer der Constables hätte mir fast auf die Leiche gekotzt.« Doktor Mood schnaufte ungehalten.

»Was wissen wir über das Opfer?«, fragte Frederick geschäftsmäßig. So grauenvoll der Anblick auch war, es brachte nichts, sich hineinzusteigern, wie es manche der jungen Kollegen noch taten. Er machte einfach seinen Job.

Miller holte einen Notizblock aus seiner Manteltasche und las vor: »Ihr Name ist Mary Ann Nichols. Zweiundvierzig Jahre alt. Eine Prostituierte aus der Gegend. Lebt zusammen mit anderen Frauen ihres Schlags in einem der Arbeitshäuser. Sie wurde heute beim ... ähm ... Arbeiten im Frying Pan Pub gesehen.«

»Mhm«, machte Frederick lediglich.

»Was?«, fragte Miller.

Der Inspector kratzte sich am Kinn. »Ich denke nur darüber nach.«

»Was gibt es da nachzudenken? Das hat sie ganz offensichtlich einem wütenden Freier zu verdanken«, war sich sein müder Sergeant sicher. Denn so könnten sie alle schnell wieder in ihre Betten zurückkehren.

»Nein, nein. Ich weiß, wir sind hier in Whitechapel und so ziemlich jedes Grauen, das man sich ausdenken kann, klopft unentwegt an unsere Tür, doch das hier, das ist etwas anderes. Es könnte sein, dass wir hierfür nicht die Richtigen sind.« Frederick rieb sich an der Schläfe und blickte zu seinem Sergeant.

»Ich bitte Sie, Inspector Abberline, Sie denken doch nicht etwa an *ihn*? Das hier mag selbst für diesen Stadtteil außergewöhnlich brutal sein, aber es hat nichts zu tun mit ... Na ja, sie wissen schon ... Hokuspokus«, entgegnete Miller.

»Ich erkenne einen gewöhnlichen Mord, wenn ich ihn sehe«, wehrte der Inspector ab. »Und das hier ist nicht die Art von Bluttat, wie sie normalerweise in Whitechapel begangen wird. Sicher, es gibt einen Haufen Verrückte da draußen, die abstruse Perversionen aushecken. Vielleicht meinen Sie, mein Guter, dass ich voreilige Schlüsse ziehe ...«

»Das tun Sie, Sir«, unterbrach Sergeant Miller ihn.

»Nein, ich denke laut. Ich überlege, wer einer Frau so etwas angetan haben könnte. Und ja, die einfachste Erklärung wäre, dass ein Freier sie im Bluttausch so zugerichtet hat. Aber Sie und ich kennen derartige Taten. Tote Freudenmädchen sind nichts Ungewöhnliches für uns. Mich irritiert jedoch die Art und Weise. Es hätte völlig gereicht, sie abzustechen, sie zu vergewaltigen oder was auch immer man als unzufriedener Mann so macht. Ihr den Unterleib aufzuschneiden und das Gedärm

rauszuziehen, so etwas dauert ...« Sein Blick hatte auf der Leiche gelegen und huschte nun zu seinem Constable. »Waren Sie schon mal mit dem Commissioner auf der Jagd? Eher nicht, vermute ich.«

»Mein Onkel ist Fleischer.« Miller sah ihn beleidigt an.

»Dann sollten sie ja wissen, dass man dafür Kraft und vor allem Zeit braucht. Zeit, die man bei einem Mord nicht hat. Warum also dieses Risiko eingehen, wenn man sie einfach töten kann?«

»Aus Blutdurst?«, antwortete der Sergeant. »Vielleicht hat er sie gehasst?«

»Doktor Mood, lassen Sie die Leiche wegbringen, aber bitte so, dass die Leute sie nicht zu Gesicht bekommen«, bat Frederick den Leichenbeschauer.

»Dafür sind Sie zu spät dran, Inspector. Als wir herkamen, war bereits eine ganze Menschenmenge zugegen.«

»Na wunderbar!« Frederick hasste Schaulustige, die an seinen Tatorten herumtrampelten. »Sergeant Miller, machen sie einen Bericht fertig und legen Sie ihn mir auf den Schreibtisch. Ich sehe mir das morgen früh an. Der einzige Vorteil an unserem Beruf ist, dass uns die Leichen nicht weglaufen.«



Der Inspector saß am nächsten Morgen in seinem Büro, studierte den Bericht seines Sergeants und verfluchte sich dafür, dass er nicht im Bett geblieben war.

Als Zeugen gab es nur Dirnen und Säufer. Alle beschrieben, wenn sie überhaupt etwas gesehen haben wollten, immer einen

anderen Täter. Einmal war es ein Metzger, dann wieder ein Herr mit Zylinder.

Zeugen, wie immer zu nichts zu gebrauchen!, grummelte er in Gedanken.

Bei so etwas könnte er wahrlich einen Hellseher gebrauchen – sprichwörtlich. Frederick fuhr sich gedankenversunken über seinen Schnauzbart. Seine Überlegung von gestern Nacht kam wieder auf.

Er wusste, wie sehr es die Leute auf dem Revier ärgerte, wenn er die Dienste dieses einen Mannes in Betracht zog. Seine Vorgesetzten hatten ihn deshalb schon öfter ermahnt. Zwar war es nichts Ungewöhnliches, dass Scotland Yard externe Ermittler hinzuzog, jedoch war der Mann, um den es hier ging, mehr als das. Er war kein Privatdetektiv oder Derartiges. Seine Stärken lagen in gänzlich anderen Gefilden. In Bereichen, die jeden gottesfürchtigen Menschen in Schrecken versetzt hätten. Dass der Inspector ihn in Betracht zog, lag daran, dass er ihn schon früher bei ähnlichen Vorfällen kontaktiert hatte. Vielleicht hatte sein Sergeant auch recht und das war nur ein ganz besonders grausamer Mord, aber was, wenn nicht?

Es klopfte an der Tür und Frederick schreckte hoch.

»Ja, herein!«, rief er.

Der Inspector kannte den Mann, der sein Büro betrat. Eine Erscheinung von solcher Berühmtheit, dass sie bei jedem Kriminologen eine Legende war.

Andrew James Abersteen.

Privatdetektiv.

Verfechter der Wissenschaften.

Ein Genie im wahrsten Sinne des Wortes. Die Art von Genie, die ihm der Commissioner schicken würde, wenn er nicht auf die Dienste eines anderen zurückgreifen sollte.

Frederick stand auf und gab Abersteen die Hand.

Sein Gegenüber war groß und schlank. Er trug eine Seidenweste und ein feines Tuch um seinen Stehkragen gebunden. Das braune Haar lockte sich aberwitzig und sein Bart war zu ordentlichen Koteletten geschnitten. Die Damen hätten ihm wohl nachgesehen, wäre er nicht so unendlich steif dahergekommen.

»Inspector Abberline.« Abersteen nickte ihm zu.

»Lassen Sie mich raten, der Commissioner möchte, dass Sie mir bei dem aktuellen Fall zur Seite stehen.« Für Frederick eine Feststellung, keine Frage.

»Sie haben gut geraten«, antwortete Abersteen ruhig. »Nun, lassen Sie uns ehrlich zueinander sein. Ich weiß, dass Sie mich von allein nicht hinzuziehen würden, da Sie ja ganz eindeutig die Arbeit eines Scharlatans bevorzugen, der es immer wieder schafft, die Londoner Polizei wie Versager aussehen zu lassen.« Nicht eine Miene verzog Abersteen bei diesen Worten, sein Hohn war jedoch nicht zu überhören.

»Ein Scharlatan, wirklich? Er hat mir mehr als einmal erfolgreich geholfen, wo Sie scheiterten.«

»Bei allem Respekt, Sir, aber Edward Corby ist ein Trickser. Auch wenn ich noch nicht verstehe, wie er das alles macht.« Abersteen war ein Mann, der an Logik glaubte. An Ursache und Wirkung.

»Da gibt es nichts zu verstehen. Es ist genau das, was er behauptet.«

»Magie?« Abersteen klang so abwertend, als würde er über etwas ganz besonders Ekliges reden.

Frederick beugte sich ein wenig vor. »Nennen Sie es, wie Sie wollen.«

»Ich bin ein Mann der Wissenschaften. Was Mister Corby zu sein behauptet, ist das komplette Gegenteil von dem, was mich ausmacht.«

»Das ist offensichtlich. Also gut, Mister Abersteen. Wir können ja schlecht den ganzen Tag mit derartigem Gezänk verplempern. Sind Sie über den Fall im Bilde?«

»Ja, Sir. Eine Frau Anfang vierzig. Prostituierte. Aufgeschlitzt und ausgeweidet. Falls Sie es noch nicht bemerkt haben, es steht gerade in jeder Zeitung.«

»Wie gut, dass ich morgens Besseres zu tun habe, als mich der Sensationslust hinzugeben«, erwiderte Frederick ungerührt. »Was halten Sie davon?«

»Ich schätze, das Grauen von Whitechapel ist immer noch steigerbar.«

»Ich sage Ihnen, was ich gestern Nacht schon meinem Sergeant gesagt habe: Ich kenne Whitechapel. Es ist schmutzig, böse und voll mit dem schlimmsten Gesocks von ganz London, aber selbst hier gibt es Regeln. Die Regeln der Banden und Zuhälter. Die Regeln der Arbeitslosigkeit. Hier wird gestohlen, gehurt, gemordet, verstümmelt. Man schneidet den Leuten einen Finger ab oder ein Ohr, wenn sie nicht zahlen können. Vielleicht rammt man ihnen ein Messer in die Kehle und lässt sie dann am Straßenrand verbluten. Aber man weidet sie nicht aus. Man stellt sie nicht zur Schau. Das Gesetz der Straße ist praktisch veranlagt. Es geht immer ums Geschäft,

selbst wenn jemand eine Dirne absticht. Verstehen Sie, was ich meine?« Frederick sah Abersteen herausfordernd an.

»Sie bleiben also dabei, dass dieser Mord etwas Besonderes ist?«, fragte der Detektiv.

»Ich bin seit dreißig Jahren Polizist. Sie sind nicht mal halb so lange dabei. Man lernt, einen Riecher dafür zu entwickeln, wenn ein Mord seltsam ist. Und dieser ist es. Sie können gerne versuchen, mit ihren Gerätschaften und Formeln an diese Sache heranzugehen, aber Edward Corby ist mein Mann, wenn es um das Seltsame und Eigenartige geht. Es gibt wahrscheinlich im ganzen Land niemanden, der das besser zu handhaben weiß. Sie können dem Commissioner also gerne bestellen, dass ich weiß, was ich tue.«

Bei seinen letzten Worten verdrehte Abersteen die Augen und atmete tief aus. Natürlich wollte er nichts davon hören.

Frederick nahm seinen Mantel von der Garderobe und setzte seinen Hut auf.

»Wo wollen Sie hin?«

»Zu unserem Scharlatan.«

»Frederick, Sie können nicht ...«

»Und ob ich kann. Kommen Sie mit, ich will doch nicht, dass Sie meinen Vorgesetzten nichts zu erzählen haben. Ich erkenne nämlich nicht nur seltsame Tatorte, sondern auch einen Spitzel, wenn ich ihn sehe«, entgegnete Frederick und verschwand aus seinem Büro.

Abersteen blieb zunächst stocksteif stehen, besann sich dann jedoch und folgte ihm nach draußen.

Vor dem Revier hielt der Inspector eine Kutsche an. Er gab dem Fahrer einige Pfund und nannte ihm die Adresse, ehe er

einstieg. Kurz bevor der Kutscher losfuhr, kam Abersteen die Treppen vor dem Revier heruntergerannt, öffnete im allerletzten Moment die Kutschentür und schwang sich auf den Sitz ihm gegenüber.

»Na schön«, gab sich Abersteen geschlagen. »Spielen wir nach Ihren Regeln.«

»Ich spiele nie. Das hier ist todernst.« Frederick gab dem Kutscher zu verstehen, dass er endlich losfahren konnte.

»Wohin geht es?«, wollte Abersteen wissen.

»Ins *Black Swan*.«

Abersteen schnalzte mit der Zunge und machte ein Gesicht, als wäre das weit unter seiner Würde.

»Sie können ja draußen warten.« Ein amüsiertes Grinsen zuckte an Fredericks Mundwinkeln.

»Ich komme sehr gut damit zurecht«, antwortete Abersteen kühl.

Frederick sah ihn zweifelnd an. »So?«

Schweigen kehrte ein. Die Kutsche rumpelte über die löchrigen Straßen und schüttelte sie hin und her.

»Sie wissen, was man über Mister Corby sagt?«, fing Abersteen plötzlich an. »Wegen seiner Herkunft und allem?«

»Ich dachte, Sie sind ein Mann der Wissenschaft?«, stichelte Frederick.

»Eben. Ein Mann, der als Kind angeblich in einem Steinkreis gefunden wurde. Manche behaupten, er sei bei einem satanischen Ritual gezeugt worden. Aufgewachsen bei einem dieser Druidenkulte vom Lande. Und er soll zu schwarzer Magie fähig sein.«

»Die Regenbogenpresse hat da sicher einiges ausgeschmückt.« Frederick sah desinteressiert aus dem Fenster.

»Lebt seit dem gewaltsamen Tod seiner Geliebten zurückgezogen auf seinem Anwesen.«

Frederick verdrehte genervt die Augen. Ja, er hatte bereits alles gehört, was die Leute so sagten. Edward Corby war kein Unbekannter, sondern ein Phänomen. Nicht das, was Scotland Yard als vertrauenswürdigen Mitarbeiter betiteln würde. Das interessierte den Inspector aber nicht. Corby hatte seine Art, Dinge zu sehen. Wo andere schlichten Mord oder Entführung sahen, erkannte er die Abgründe, das ungesehene Böse, die Dämonen, wie er sie nannte. Deshalb brauchte er ihn auch. Wenn seine Eigenartigkeit dabei half, Blutvergießen zu verhindern, dann war es ihm nur recht.

»Wie haben Sie ihn kennengelernt?«, wollte Abersteen wissen.

»Während des Ruthgard-Falles. Damals wurden die Kinder von Lord Ruthgard entführt. Ich war damals zuständiger Ermittler. Corby arbeitete parallel an dem Fall. Offenbar hatte ihn die Mutter engagiert. Sie traute der Polizei nicht. Womit sie übrigens völlig recht hatte. Wir waren keinen Schritt weitergekommen und hatten keine Ahnung, wie oder warum. Dann kam Corby völlig aufgelöst auf das Revier. Meinte, er wisse, wo die Kinder sind und dass ich ihm sofort mit einer Armee von Polizisten folgen sollte.« Ein trockenes Lachen entfuhr Frederick.

Der Detektiv sah ihn zweifelnd an, unterbrach ihn jedoch nicht.

»Mir ging es damals genau wie Ihnen, Mister Abersteen. Für mich war er ein Verrückter, ein Scharlatan. Ich kannte ihn nur aus der Presse und durch seine ständigen Konfrontationen mit der Kirche. Wenn jemand behauptet, der Schwarzen Küns-

te mächtig zu sein, dann dauert es meist nicht lange, bis das für eine gewisse, religiöse Unruhe sorgt.«

Nun war es an Abersteen, amüsiert zu schmunzeln. Auch die Wissenschaft war bei der Kirche nicht gern gesehen.

»Ich weiß nicht, wie oft er in irgendeiner Zelle saß, weil er sich in einer Auseinandersetzung blasphemisch geäußert und verhalten hat. Wie dem auch sei. Er führte uns zu den Kindern und ihrem angeblichen Entführer. Und wie sich herausstellte, war dieser nicht von dieser Welt. Ein Geist oder Dämon, so was in der Art. Corby kann das sicher besser erklären. Aber ich sah das Unmögliche mit eigenen Augen. Seitdem bin ich sehr vorsichtig damit, ob ich das alles nur als Hirngespinnste abtue«, beendete der Inspector seinen Bericht.

Abersteen räusperte sich. »Das klingt sehr, nun ja, abenteuerlich.«

»Das war es. Wie jeder Fall, zu dem ich Edward Corby hinzugezogen habe. Und ich weiß, dass mich der Commissioner hinterher am liebsten gefeuert hätte. Aber er tat es nie. Und warum? Weil ein gelöster Fall eben ein gelöster Fall ist!« Zufrieden verschränkte Frederick die Arme vor der Brust.

Die Kutsche hielt und sie stiegen direkt vor ihrem Ziel aus. Das *Black Swan* war ein schräger Laden, selbst für Londoner Verhältnisse. Es war eine Mischung aus Bordell und Variététheater, mit der Besonderheit, dass darin nur Menschen wie Edward Corby ein und aus gingen. Zauberkünstler, Meister der schwarzen Künste, Okkultisten oder wie auch immer man diesen Schlag Mensch nun nennen wollte. Frederick war sich sicher, der verklemmte Abersteen würde nach spätestens fünf Minuten in Ohnmacht fallen.

Der Inspector ging voran. »Gehen wir.«

Von außen sah das *Black Swan* aus wie ein normales Freudenhaus mit bunten Fenstern und leicht bekleideten Damen, die auf dem Gehweg versuchten, willige Freier zu angeln. Bereits in der Vorhalle wurde jedoch klar, dass hier irgendetwas anders war.

Der Boden war mit rotem Teppich ausgelegt und die Wände bestanden aus schwarzen Ziegeln. Die Lampen verströmten rote und grüne Lichttöne und tauchten die ganze Szenerie so in ein unnatürlich wirkendes Licht. Es gab eine Bar, Sessel und Sofas, auf denen sich Freier mit ihren Dirnen vergnügten. Alkohol floss in Strömen, Opium und andere Mittelchen wurden herumgereicht. Würde Frederick hier eine Drogenrazzia durchführen, hätte er mit dem erbeuteten Stoff wohl die ganze Stadt versorgen können.

Was für ein Glück, dass er nicht beim Drogendezernat war.

Am Tresen schlug er mit der Hand auf die Klingel und eine leicht bekleidete Frau mit einer schwarzen Federboa um die Schultern kam heran.

»Womit kann ich dienen?« Sie musterte Frederick und erst recht den übernervösen Abersteen. Der Ärmste schien die Luft anzuhalten.

»Ich suche Edward Corby. Ist er hier?«, kam Frederick sofort auf den Punkt.

»Was ist dir diese Information denn wert, mein Süßer?« Die Frau zwinkerte ihm zu.

Frederick griff in die Innentasche seines Mantels und zeigte ihr seinen Polizeiausweis.

»Ich bin nicht zum Spaß hier!«

»Wie langweilig. Na schön, er ist oben.« Sie winkte ein anderes, leichtes Mädchen heran. »Nelly, bring diese Herren zu Mister Corby. Hoher Besuch.«

Diese Nelly sah verdächtig jung aus. Sicher war sie gerade so dem Jugendalter entwachsen. Frederick sagte jedoch nichts. Er hatte gelernt, über solche Dinge zu schweigen, denn würde er auf jede Straftat eingehen, die er sah, dann käme er zu nichts. So traurig das auch war.

Frederick folgte ihr mit Abersteen im Schlepptau. Sie gingen die Treppe nach oben. Hier gab es eine Art Bühne, auf der gerade eine äußerst lüsterne Aufführung stattfand. Die Männer grölten volltrunken. Manche trieben mit ihren Gespielinnen sogar Unzucht in aller Öffentlichkeit. Das Mädchen führte sie an der Szenerie vorbei zu einem Hinterzimmer.

»Da wären wir. Wenn ich Sie wäre, würde ich vorher anknöpfen.« Mit einem kurzen Nicken verschwand Nelly wieder.

Frederick schlug mit der Faust hart gegen die Tür, konnte jedoch durch den allgemeinen Trubel nicht hören, was genau passierte. Er klopfte noch einmal.

»Edward Corby, machen Sie die Tür auf!«, rief Frederick schließlich. »Hier ist Scotland Yard! Öffnen Sie die verdammte Tür!«

Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie hörten, wie die Tür entriegelt und schließlich geöffnet wurde. Ein Mann Ende dreißig stand vor ihm. Er war splinternackt und von drei Frauen umschwärmt. Er hatte kurzes, schwarzes Haar und dunkle Augen. Um seinen Hals hingen diverse Anhänger mit verschiedenen Symbolen. Manche waren religiös, andere entstammten dem Okkulten. Sein Blick war völlig entrückt und

er hatte die Arme um zwei der Frauen gelegt. Die Stimmung war ausgelassen.

»Seht mal, wer da ist«, lallte der Mann und wandte sich schon wieder einer der Frauen zu, um sie zu küssen.

»Mister Corby, ziehen Sie sich verdammt noch mal etwas an!«, forderte Frederick ungehalten. Er war eine solche Zurschaustellung von Mutter Naturs Gegebenheiten nicht gewohnt, obwohl er es oft mit Prostituierten und ihren Freiern zu tun hatte.

»Wieso das denn? Es ist doch gut so, nicht wahr, Mädels?« Corby drehte Inspector Abberline seinen nackten Hintern zu.

»Ich bin nicht zur Unterhaltung hier, Edward.«

Corby stolperte und flog geradewegs auf die Dielen. Die Frauen schrien auf und hoben den völlig zugehörnten Mann vom Boden auf.

»Nichts passiert, Schätzchen. Bin nur ausgerutscht«, lallte Corby und bekam einen Lachanfall.

Frederick verdrehte die Augen genervt. Abersteen neben ihm sah zwanghaft an den nackten Menschen vorbei. So wirkte er noch hölzerner als ohnehin schon.

Frederick wandte sich den Frauen zu. »Meine Damen, entschuldigen Sie, aber Mister Corby ist Teil einer Ermittlung. Wenn Sie ihn also bitte beim Anziehen helfen würden?«

»Anziehen?«, lallte Corby. »Ich bin mehr fürs Ausziehen!«

Zur Freude des Inspector taten die Frauen, was er gesagt hatte. Sie sammelten die wild im Raum verstreuten Sachen ihres Kunden ein und halfen ihm, sich anzukleiden.

»Sie können jetzt wieder hinschauen«, gab Frederick dem Detektiv leise zu verstehen.

Der wagte es jedoch noch immer nicht, einen Blick in das Innere des Raumes zu werfen.

Corby zog seine schwarze Hose hoch und stopfte sein Hemd hinein. Eine der Frauen streckte ihm die Hosenträger hoch und half ihm in seinen schwarzen Herrenmantel.

»Also dann, meine Schönen, die bösen Leute von der Polizei wollen mich entführen.« Corby wollte jeder der Frauen noch einen lasziven Abschiedskuss geben. Allerdings packte Frederick ihn ungeduldig an der Schulter und zog ihn aus dem Raum.

»Nicht so grob, Inspector!«, meinte Corby, der kaum auf zwei Beinen stehen konnte. »Sie sind nicht meine Mutter!«

»Komisch, ich fühle mich aber immer so!«

Corby wand sich aus seinem Griff und torkelte den Gang entlang bis zur Treppe. Er machte einen Schritt und flog kopfüber die Stufen hinunter und überschlug sich mehrmals.

»Waren die schon immer hier?«, fragte Corby verwirrt, als Frederick zu ihm heruntereilte, um ihn wieder aufzuheben.

»Mister Abersteen, helfen Sie bitte mal!«

Der packte Corby widerwillig an einem Arm und zog ihn zusammen mit Frederick auf die Füße.

»Und wer ist dieser gut aussehende Bursche hier?«, fragte Corby und sah Abersteen an, als wäre er eine neue Vergnügung. Der wandte schnellstmöglich sein Gesicht ab, als ihn Corbys Fahne erreichte.

Sie schleppten ihn zu zweit nach draußen und setzten ihn auf den Bürgersteig, wo Corby sogleich wieder umfiel und plötzlich zu schnarchen begann. Frederick ging entnervt zur Pferdetränke an der Straße und füllte einen Eimer mit Wasser.

Ohne Rücksicht schüttete er ihn über Corby aus. Der zuckte plötzlich zusammen und richtete sich auf.

»Habe ich jetzt Ihre Aufmerksamkeit?«, fragte Frederick ungerührt.

Corby sagte nichts, dafür nahm sein Gesicht eine blassgrüne Verfärbung an.

»Och, nicht doch!« Der Inspector und hielt ihm den Eimer hin, in den sich Corby sogleich ausgiebig erbrach.

»Das ist also der große Edward Corby?«, fragte Abersteen hinter seinem Rücken, man hörte deutlich heraus, wie angewidert er war.

»Genau der.«

Zugegeben, immer wenn er Corby so vorfand, wäre er manchmal gern selbst zum Mörder geworden, aber es nützte ja nichts.



Edward Corby saß in Inspector Frederick Abberlines Büro. Sein Kopf dröhnte gewaltig und er hielt sich einen Eisbeutel an den Kopf. In seinem Schädel war alles völlig verschwommen und er hatte nicht die geringste Ahnung, wie er eigentlich hierhergekommen war.

Neben ihm saß ein Kerl, der ihm vage bekannt vorkam, doch es klingelte einfach nicht. Sein alter Freund Frederick redete mit ihm, aber Edward hatte das Gefühl, nur die Hälfte von dem zu verstehen, was er sagte.

Verflucht, habe ich einen Kater!

»Edward, hören Sie mich?«, fragte der Inspector laut.

»Hä?«

»Sie haben mir nicht zugehört, oder?«

»Ähm ...« Edward stützte sich auf die Lehne seines Stuhles.

»Entschuldigen Sie, Inspector, aber das ist absolute Zeitverschwendung!«, sagte Abersteen neben ihm.

»Wer ist das?«, wollte Edward mit schmerzerfüllter Stimme wissen.

Frederick atmete tief durch, kurz davor, seine berühmte Geduld zu verlieren. »Das ist Andrew Abersteen. Ich habe Sie einander bestimmt schon drei Mal vorgestellt!«

»Oh«, machte Edward.

Abersteen? Da klingelte etwas.

»Der Meisterdetektiv«, versuchte Frederick, ihm auf die Sprünge zu helfen – mal wieder.

»Was? Doch nicht dieser aufgeblasene Vogel, der behauptet, allein durch Beobachtung und Indizien das Reichenbach-Gemälde wiedergefunden zu haben?« In Edwards Kopf hatte es endlich klick gemacht.

»Die Wissenschaft der Deduktion«, erwiderte Abersteen und wirkte äußerst beleidigt. »Die Wissenschaft, allein durch kleinste Hinweise den Täter zu überführen.«

Edward schnaubte laut. Ja, jetzt erinnerte er sich! Er hatte einmal einen Vortrag von ihm in der City Hall gehört, wo er seine sogenannte Wissenschaft vorgeführt hatte. Es war völlig albern gewesen! Manche Leute behaupteten ja, Edward wäre ein Scharlatan, aber dieser Mann war offensichtlich ein Hochstapler.

»Mumpitz!«, entfuhr es Edward.

»Sagt der Mann, der behauptet, mit Geistern und Dämonen im Bunde zu stehen!« Abersteen schenkte ihm einen selbstgefälligen Blick.

»Schluss!«, ging Frederick dazwischen. »Ich weiß, was Sie beide voneinander halten, aber ich möchte, dass Sie in dieser Sache zusammenarbeiten.«

Edward und Abersteen sahen den Inspector an, als hätten sie nicht recht gehört.

Nun war Edwards Neugier geweckt. »In welcher Sache?«

»Mord!« Inzwischen klang Frederick genervt. »Kommen Sie, gehen wir in die Leichenhalle, dann vergessen Sie es wenigstens nicht wieder!«

Edward erhob sich unsicher aus seinem Stuhl. Sein Kopf fühlte sich zwar an, als würde er gleich bersten, aber zumindest konnte er laufen. Wenngleich er den beiden hinterher tapste wie ein besoffener Hundewelp.

In der Leichenhalle gingen sie sogleich zu einem Obduktionstisch, auf dem eine Leiche durch ein weises Laken verhüllt wurde.

Frederick zog es weg und zeigte ihm die Tote. »Können Sie sich darauf einen Reim machen?«, fragte Frederick.

Edward sah sich den Leichnam an. Durchgeschnittene Kehle. Offene Bauchdecke. Heraushängendes Gedärm.

»Fehlt was?«, wollte Edward wissen.

»Wie *fehlen*?« Der Inspector sah ihn verwundert an.

»Hat der Täter etwas mitgenommen? Ach, vergessen Sie's, ich schau selbst nach!«

Edward fasste ohne Umschweife in die große, offene Wunde des Opfers.

»Sie werden doch nicht ...!«, ereiferte sich Abersteen, doch der Inspector ließ ihn gewähren.

»Nö, alles da.«

Corby zog nach einigen Augenblicken seine Hand aus dem Unterbauch der Toten. Er sah sich suchend nach einem Waschbecken um und wusch sich die Hände.

»Und?«, fragte Frederick.

»Wer auch immer das war, brauchte sie offenbar nicht für einen Ritus, sonst hätte er was mitgehen lassen. Ich kann Ihnen leider nicht wirklich weiterhelfen, Fred. Er hat ihr wohl zuerst die Kehle durchgeschnitten, um sie zum Schweigen zu bringen, und sie dann ausgeweidet. Wäre es irgendeine Opferung gewesen, hätten sie die Frau lebend gewollt. Nein, ihr Mann wurde offenbar gestört.«

Frederick besah sich nachdenklich die Verletzungen der Toten. »Das sagte mein Leichenbeschauer auch.«

»Und warum holen Sie mich dann?« Nun war es an Edward, ungehalten zu werden.

»Weil mir etwas an diesem Mord und dem Tatort seltsam vorkam. Ich hatte eine vage Ahnung, dass etwas nicht stimmte.« Der Inspector hob ein wenig hilflos die Arme.

»Mhm«, machte Edward.

Er kannte Frederick schon lange und wusste, dass der eine gute Intuition besaß. Das Problem war nur, dass selbst die besten Ahnungen nicht weiterhalfen, wenn es darauf ankam.

»Argh! Mein Sergeant hat mich ja gewarnt.« Inspector Abberline schüttelte den Kopf.

»Wovor?«, fragte Edward.

»Dass ich aufgrund unserer gemeinsamen Erfahrungen zum falschen Schluss gekommen sein könnte.« Frederick klang ärgerlich.

Corby wusste, was er meinte. Wenn man sich einmal darauf eingelassen hatte, dass Übernatürliches existierte, dann witterte

man es irgendwann überall. Dann war ein brutaler Mord nicht nur ein brutaler Mord, sondern man versuchte die Zeichen zu deuten – und bog falsch ab. Aber vielleicht war doch Verlass auf die Intuition des Inspectors.

Ernst sah er Frederick an. »Denken Sie nach, was hat Ihnen ihr Gefühl vermittelt?«

»Whitechapel ist ein elender Ort, an dem ich schon alles gesehen habe, aber noch nie ist mir so etwas begegnet. Warum sollte man sich die Zeit nehmen, das Opfer auszuweiden? Das ging mir nicht in den Kopf. Wieso sie dermaßen entstellen, wenn es nur darum ging, sie umzubringen? Sie war bereits tot. Es hätte völlig gereicht, ihr die Kehle durchzuschneiden und zu verschwinden. Warum dieses Spektakel?«

Edward kannte einige Rituale, aber sie alle wurden an lebenden Opfern durchgeführt. Das Ganze hatte keinen Sinn, wenn die Opfergabe bereits tot war. Sicher gab es Magier, die aus Innereien lasen und Blut tranken, aber wie alles in seinem Gewerbe, brauchte es den richtigen Zusammenhang.

»Weil er pervers ist«, brachte sich Abersteen leise in das Gespräch ein.

»Was gut sein kann«, pflichtete Edward ihm bei. »Wir sind in London. Hier ist alles möglich. Ich muss darüber nachdenken.«

»Sagt der große Edward Corby? Sind *das* seine Zaubertricks?«, fragte Abersteen gehässig.

»Das, was sie so verachten, Mister, ist ein komplexes Gefüge. Glauben Sie, ich schwinge den Zauberstab, sage einmal *Abra Kadabra* und schon ziehe ich das weiße Kaninchen aus dem Hut? So funktioniert das nicht!« Edward wurde nun wirklich ärgerlich. »Ich sehe Sie dann später, Frederick.«

Corby verließ die Leichenhalle und das Revier. Sein Kopf schmerzte noch immer. Langsam kam die Erinnerung wieder. Er hatte vergnügt mit drei herzlichen Weibern im Bett gelegen, als Scotland Yard an die Tür gehämmert hatte. Jetzt noch mal ins Black Swan zu gehen, kam jedoch nicht infrage. Diese Sache hatte ihm gründlich die Laune verdorben. Also rief er sich eine Kutsche und ließ sich zu Hause abliefern.

Edward wohnte in einer Villa am äußersten Rand von London. Das Haus war alt und hatte sicherlich schon bessere Tage gesehen. Im Dach gab es das eine oder andere Loch und der Garten war ungepflegt. Die Hecke wucherte wild vor sich hin und überall lag Laub. Drinnen jedoch erwartete ihn die altehrwürdige Gemütlichkeit, die Edward so mochte. Mit dicken Teppichen, vollgestopften Regalen und seinem persönlichen Chaos. Es gab wohl kein Möbelstück, auf dem er nicht irgendwelche Notizen, Kleidungsstücke oder schlicht Essen deponiert hatte.

Ja, Essen! Kaum jemand ahnte, wie viel Hunger man bekam, wenn man sich den magischen Künsten widmete. Es war nicht wie in den Groschenromanen, in denen man lange Formeln aufsagte und dabei bedeutungsvoll vor einem kochenden Kessel stand. Magie erforderte Körper und Geist, war mit mentalen Anstrengungen verbunden, die einfach Hunger auf Törtchen und Kuchen machten.

Edward ging durch die schlecht gekehrte Eingangshalle. Der Steinboden war alt und abgetragen. An den holzgetäfelten Wänden hingen klassische Gemälde romantischer Maler. Mit einem Wink seiner Hand entzündete er die Petroleumlampen im Haus. Er hängte seinen Mantel an den Kleiderhaken in der Garderobe und ging über die verwinkelte Treppe nach oben.

Hier gab es neben seinem Arbeitszimmer und dem Zimmer mit seinem Bett – Schlafzimmer konnte man es wirklich nicht nennen – noch einige leer stehende Räume, deren Einrichtung mit schwarzen Laken verhängt worden war.

Am Ende des Flures lag noch ein Zimmer, das einzig und allein seiner Entspannung diente. Es gab einen Kamin, mehrere Sofas, ein Stück des Bodens war mit Kissen ausgelegt und auf einem kleinen Tischchen lag eine Opiumpfeife samt Zubehör. Der Rausch half ihm, zu vergessen, was immer er zu vergessen gewillt war.

Corby ließ sich in die bequemen Kissen sinken und nahm die Pfeife. Mit einem Schnippen seiner Finger erschien eine kleine Flamme in seiner Hand, mit der er die Pfeife anzündete. Er nahm einen Zug und ließ sich dann nach hinten sinken. Frederick hatte eine Phase persönlicher Tiefenentspannung unterbrochen, also tat er, was er konnte, um diesen Zustand halbwegs wieder herzustellen. Edward verbrachte viele Nächte hier. In seinem eigenen Bett konnte er schon seit Jahren nicht schlafen. Seit dem Tag, an dem ... Darüber wollte er jetzt nicht nachdenken. Auch wollte er nicht daran denken, was er heute im Leichenschauhaus gesehen hatte.

Der Anblick der Frauenleiche hatte böse Erinnerungen in ihm geweckt. Solche, die er nur zu gerne bei einem tiefen Zug Opium vergaß.

Edward legte sich hin. Während er rauchte, entglitt er langsam dem Hier und Jetzt. Tiefe Zufriedenheit erfüllte ihn. Machte die Welt erträglich auf eine Weise, wie es andere Genüsse nicht vermochten. Schlussendlich döste er weg. Sein Geist glitt hinüber in die Welt der Träume. Endlich.



II

Misses Murble

Edward? Edward?«, fragte die sanfte Stimme einer Frau. Er schlug die Augen auf. Sein Blick war müde und verschwommen, doch er konnte die Konturen eines Gesichtes erkennen. Eine Frau in seinem Alter, mit wunderschönem, schwarzem Haar. Sie lächelte ihn an.

Edward Corby blinzelte und sie war verschwunden.

Der helllichte Tag brach durch die Fenster. Er stöhnte und erhob sich aus seinem Kissenlager. Die Opiumpfeife auf seinem Schoß legte er zurück auf das Tischchen neben sich. Viele seiner Tage begannen genau an diesem Punkt und endeten hier auch wieder.

Er stand auf und ging ins Badezimmer, um sich frisch zu machen. Nachdem er sich ein neues Hemd und eine Hose aus dem Schrank geholt und angezogen hatte, tapste er müde die Treppe hinunter und ging in die Küche. Er kochte sich einen Tee und machte sich lustlos ein Brot mit Schinken. Es war ein karges Frühstück, wie jeden Tag. Danach ging Edward zurück in die Vorhalle, holte seinen Mantel und verließ das Haus.

Er hielt es allein in seinem Heim oft nicht aus, also schlenderte er durch die Gassen Londons. Sog den Geruch der Straße

ein und gab sich dem Gefühl des Anrühigen hin. Die Stadt pulsierte unter dem treibenden Herzschlag ihrer Einwohner. Die Massen an Arbeitern, die jeden Morgen zu ihren Fabriken pendelten. Rußverschmutzte Gesichter, die in den Kraftwerken den Puls der Stadt antrieben. Menschen, die auf den Märkten etwas Nützliches oder Schönes suchten. Feine Damen und Herren, die auf einen Spaziergang ausgingen. Gangster, die in den Seitenstraßen auf Gelegenheiten warteten. Spieler, die auf einem Fass würfelten, und an den Rändern die Dirnen, die ihre Körper für zwei Pennys verkauften. Dazwischen die Bobbys, die versuchten, dem Chaos Herr zu werden.

Und sie alle, die über die Armen und Obdachlosen hinweg stiegen, als würde sie das Elend nicht berühren.

Ganz weit unter dieser offensichtlichen Schicht aus Vergnügen, Gewalt und Grauen lebten sie: die Magier. Es gab nicht allzu viele von ihnen. Ihre Gaben ängstigten selbst heute, in einer Zeit, in der Dampfmaschinen die Welt eroberten und elektrisches Licht die Dunkelheit erhellte, noch immer genug Leute. Es war ein Urinstinkt der gewöhnlichen Menschen, das Unbekannte zu fürchten. Die Pfaffen in den Gotteshäusern taten ihr Übriges, um diese ureigene Angst zu befeuern.

Die moderne Welt meinte, den Schatten hinter sich gelassen zu haben, und nun mit der rasenden Geschwindigkeit der Lokomotiven vorwärtszuschreiten. Da irrten sie sich aber. Sie hatten die Finsternis nicht besiegt, sondern sie nur gebannt. Tief in ihrem Inneren wussten die Menschen das – und deshalb fürchteten sie alles Übernatürliche.

Manche, wie dieser Schwachkopf Andrew Abersteen, retteten sich in den Glauben an die Wissenschaft, die ihnen die

Welt und alles, was sich darin bewegte, rational zu erklären versprochen hatte. Die Welt bestand jedoch aus mehr als nur den Dingen, die man sehen, anfassen und zur Not nachmessen konnte.

Edward wusste das seit seiner Kindheit. Es gab viele Geheimnisse, Licht, Schatten und noch viel mehr, was buchstäblich aus dem Gedächtnis der Menschheit getilgt worden war, weil es sich einfach zu fürchterlich zeigte.

Edward Corby tappte, wie so viele Magier, an diesem Abgrund herum, den sich der Rest der Menschheit zu sehen weigerte, und hoffte einfach das Beste. Die Welt von Geistern, Dämonen und Kobolden war nur durch einen dünnen Schleier vom Hier und Jetzt getrennt. Es reichte ein winziger Riss und sie würden in ihre Welt strömen. Manchmal taten sie das auch.

Was Edward tat, konnte man in modernem Wortgewand wohl am besten als okkulten Ermittler bezeichnen.

Leute konnten ihn engagieren, wenn sie Probleme mit Hausgeistern oder anderen Magiern hatten. Auch Scotland Yard hatte ihn schon öfter in seine Dienste genommen. Einigen seiner Zunftgenossen missfiel es natürlich, dass er mit der Polizei zusammenarbeitete. Viele Magier waren von Natur aus misstrauisch, wenn es darum ging, irgendeiner Autorität zu vertrauen. Die meisten von ihnen waren ihre eigenen Herren. Sie wollten nicht regiert werden. Schon gar nicht von irgendwelchen gottesfürchtigen Nichtmagiern.

Edward verstand das, hatte er das doch lange auch so gesehen. Heute wusste er allerdings, dass sie auf sich allein gestellt untergehen würden. Abschottung hatte einen zu hohen Preis. Also lebten sie versteckt in kleinen Nebengassen und in Hin-

terhöfen. Betrieben ihre Geschäfte so, dass sie das Gesetz weder berührten noch brachen. Ein Graubereich zwischen dem täglichen Ringen der normalen, unwissenden Mehrheit und jenen, die sich der arkanen Künste bedienten.

Edward bezahlte einen Kutscher, damit er ihn in die Altstadt brachte. Während der Fahrt nahm er ein kleines Notizbuch aus der Innentasche seines Mantels und blätterte darin herum. Das Buch war eine Stütze, für den Fall, dass er einmal spontan nachschlagen musste. Darin befanden sich Zauber sowie Rituale und wie man sie anwendete.

Er suchte nach den Maßnahmen gegen einen Poltergeist. Der Fall, den er letzte Woche angenommen hatte, gestaltete sich etwas schwierig. Im Haus einer Witwe hatte sich ein Geist eingenistet und nicht die geringste Absicht, wieder zu gehen. Das war bereits Edwards dritter Versuch, die Erscheinung zu bannen. Poltergeister waren immer problematisch. Sie drangen in die Welt der Lebenden und stifteten Chaos, wo immer sie konnten. Man musste herausfinden, was sie wollten, und ihnen dann genau das geben. Das Problem war, dass sich diese Geister in einem permanenten Tobsuchtsanfall befanden und ihr Geschrei oft ihren Willen übertönte.

Schließlich hielt die Kutsche vor einem alten Haus, das am Rand des Hyde-Parks lag. Eines dieser Herrenhäuser, in denen sonst die bessere Gesellschaft ein- und ausging. Seit einiger Zeit wagte sich in dieses Haus jedoch noch nicht einmal die arme Witwe Murble. Sie wohnte bei Freunden, bis er den Poltergeist loswurde.

Edward stieg aus der Kutsche und betrat das Anwesen. Drinnen war es still. Überall lagen zerbrochene Vasen, Geschirr

und Essbesteck herum. Messer steckten in Türen und Gabeln in der Tapete. Bilder waren von den Wänden gerissen und wie in einem Wutanfall quer durch den Raum geschleudert worden. Poltergeister neigten nicht dazu, halbe Sachen zu machen. Wenn sie sich vorgenommen hatten, Bewohner zu vertreiben, dann zogen sie vom Leder.

Edward steckte das Notizbuch beim Eintreten in die Jackentasche, schloss die Tür hinter sich und verriegelte sie. Mittlerweile wusste er, dass dieses Haus eine blutige Vorgeschichte hatte. Verwandte, die aus dem Fenster gesprungen waren oder sich am Treppengeländer erhängt hatten. Ein Mord im oberen Schlafzimmer. So etwas lockte Geister an. Hier war die Grenze zwischen ihren Welten besonders dünn.

Es klopfte an der Tür. Edward sah verwirrt zurück und rollte mit den Augen. Er hatte doch gesagt, dass er keine Hilfe brauchte! Dennoch entriegelte er das Schloss und öffnete. Vor ihm stand Misses Murble. Die kleine Frau hatte sich das lange, graue Haar zu einem Knoten gebunden, trug ein schwarzes, hochgeschlossenes Kleid und eine Handtasche hing an ihrem Arm.

»Mister Corby, ich dachte, ich komme vorbei, ehe Sie mein Haus endgültig verwüsten.« Misses Murble warf einen kritischen Blick in die Vorhalle.

»Hatten wir nicht ausgemacht, dass Sie mich allein arbeiten lassen?«, fragte Edward, bemüht darum, einen höflichen Ton zu behalten.

»Ich habe es mir anders überlegt.« Misses Murble drängte sich an ihm vorbei durch die Tür.

»Seien Sie vorsichtig, er ist nicht gut aufgelegt«, warnte Edward.

»Ja, ja.« Sie winkte lediglich mit der Hand ab.

Edward ging an ihr vorbei ins Esszimmer. Der Ort, an dem alles begonnen hatte. Um den runden Esstisch waren die Stühle angeordnet, als hätten die Bewohner eine Séance abhalten wollen. Für viele war es reiner Nervenkitzel, mit einem angeblichen Medium die Welt der Toten kontaktieren zu wollen. Séancen waren mancherorts eine Modeerscheinung wie die neuste Kollektion aus Paris. Meistens passierte dabei auch nichts, in einem Haus wie diesem, hätten sie es allerdings lieber sein lassen sollen.

»Sie haben mir immer noch nicht verraten, ob Ihnen Mister Murble geantwortet hat an jenem Abend«, wandte sich Edward an die Witwe.

»Sehen Sie sich um, Mister Corby. Das war ganz sicher mein Mann. Einmal habe ich mit der Büste seines Großvaters nach ihm geworfen. Das fand er gar nicht witzig«, Misses Murble klang plötzlich ganz vergnügt.

»Dann helfen Sie mir, denn Ihr Mann weigert sich beharrlich, in das Reich der Toten zurückzukehren.«

»Das sieht ihm ähnlich. Feierwütiger, alter Bock, der er war!« Misses Murble kicherte.

Edward atmete beherrscht durch. Er mühte sich seit Tagen mit diesem Geist ab und sie schien auch noch Spaß daran zu haben. Das war absolut kontraproduktiv!

»Er ist ein Poltergeist!«, belehrte Edward entnervt. »Und so lange sein Zorn nicht befriedigt ist, wird er dieses Haus weiter verwüsten, bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag. Also bitte, Misses Murble, wenn Sie wissen, was ihn so erzürnt, dann raus damit!«

»Ich!« Die Witwe schnaufte. »Und ehrlich, diese Séance war ganz anders geplant. Vielleicht hätten wir ein anderes Medium nehmen sollen?«

Edward wurde hellhörig – und misstrauisch. »Was für ein Medium?«

»Mister Piggels«, sagte sie in einem Ton, als hätte ihm das etwas sagen sollen.

»Wer?«

Misses Murble öffnete die Handtasche und holte einen Chihuahua heraus. Der Hund bellte Edward an. Innerlich schrie er auf. Die alte Witwe hätte ihm das vorher sagen können!

»Sie haben den Hund als Medium benutzt?!«, rief Edward ungläubig. »Sind Sie von Sinnen?«

»Ach, kommen Sie. Niemand will mit einer alten Witwe eine Séance abhalten, die nur mal ihren Mann wieder sehen will. Das ist langweilig. Für die Jugend von heute muss es ja immer gleich richtiger Nervenkitzel sein, also dachte ich mir, ich versuche mal etwas Ungewöhnliches!«

»Aaaargh!« Edward raufte sich das Haar. »Wissen Sie eigentlich, was Sie getan haben? Das Medium soll Ihre Bitten an die Geister übermitteln. Was glauben Sie, wie das ein Hund tun kann?«

Misses Murble sah ihn beleidigt an, legte den Chihuahua auf ihren Arm und streichelte ihn.

»Nicht hinhören, Mister Piggels«, flüsterte sie dem Hund zu.

Edward rieb sich die Nasenwurzel. Kein Wunder, dass all seine Versuche, den Poltergeist zu verbannen, gescheitert waren. Schließlich hatte ihn diese Töle gerufen! Er atmete tief durch und versuchte, klar zu denken.

In diesem Augenblick flog ein silberner Pokal auf Edward zu und traf ihn am Kopf. Er schrie auf. Nicht schon wieder! Das war ihm während der letzten Tage nun schon mehrmals geschehen, dass ihn dieser verfluchte Geist mit allem bewarf, was er in seine psychokinetischen Finger bekam. Edward ging unter dem Tisch in Deckung. Wenig später kletterte Misses Murble zu ihm.

»Schön kuschelig, nicht?«, sagte die Witwe zweideutig zu ihm.

Edward ging nicht darauf ein. »Sagen Sie dem Hund, er soll den Geist zurückschicken!«

»Wie soll er das machen?«, fragte Misses Murble.

»Woher soll ich das wissen? Ich kann kein Hundisch!«, knurrte Edward finster.

Da kam ihm plötzlich eine Idee. Er schnappte sich den Chihuahua und kam mit dem Hund von sich gestreckt unter dem Tisch hervor.

»Ich biete dir dieses Opfer dar!«, rief Corby.

Nichts. Er bekam nur wieder einen der silbernen Trinkpokale an den Kopf geworfen. Mühsam wich er einigen Tellern und Kerzenständern aus und schüttelte wütend den Hund.

»Sag deinem Herrchen, es soll verschwinden!«, giftete Edward den Chihuahua an.

Unvermittelt, aus dem Nichts heraus, begann der Hund zu heulen und zu bellen. Edward dachte erst es, sei nur das übliche Gekläffe, doch mit einem Mal war er nicht mehr die Zielscheibe des Poltergeistes. Stattdessen nahm nun ein Messer seinen Blick gefangen, das Worte in die Tischplatte kratzte.

Ich nehme das Opfer an!, stand da.

Der Hund heulte auf, als würde er von einer unsichtbaren Macht gepackt.

»Corby, was haben Sie getan?«, rief die Witwe und sah ihn unter dem Tisch hervor an. In ihren Augen lag der Schrecken, als der Hund von einer unsichtbaren Hand durch den Raum geworfen wurde.

»Er nimmt den Hund als Opfer an. Hatte Ihr Gemahl eine Aversion gegen das Tier?« Inzwischen konnte sich Corby einen Reim auf diese skurrile Situation machen.

Kreischend stürzte sich Misses Murble auf den erneut in der Luft schwebenden Hund. Sie packte ihn, entriss ihn den unsichtbaren Händen ihres polternden Mannes und rannte aus dem Haus. Sie hatte den Hund ganz offensichtlich ihrem Mann vorgezogen.

Auf einmal bildeten sich unter grollendem Knacken Risse in Wänden und Gebälk. Edward nahm die Beine in die Hand und rannte Misses Murble nach draußen hinterher. Direkt hinter ihm brach das Haus zusammen. Eine Staubwolke hüllte die gesamte Straße ein. Das nannte er mal einen Tobsuchtsanfall! Misses Murble saß weinend auf der Straße und drückte ihren Hund ganz fest an ihre Brust. Als sie Edward bemerkte, stand sie auf, ging schnellen Schrittes auf ihn zu und knallte ihm eine, dass ihm die Ohren schlackerten.

»Fassen Sie niemals wieder meinen Hund an!«, rief sie unter Tränen.

Edward rieb sich die Wange. Die gute alte Witwe hatte einen Schlag drauf wie ein Preisboxer. Aus dem Augenwinkel sah er, wie sie die Straße hinunter ging, ohne sich noch einmal nach ihm umzudrehen.

Damit war sein Honorar wohl hinfällig.

Gut, Corby hatte ihren Hund einem jähzornigen Mann von Poltergeist opfern wollen. Davon abgesehen, hatte Letzterer ihr Haus gerade in einen Haufen Bauschutt verwandelt. Die Ehe mit Mister Murble musste die wahre Freude gewesen sein.

Edward klopfte seinen Mantel ab und rief den nächsten Kutscher. Das war genug Arbeit für einen Tag. Er brauchte einen Drink, also ließ er sich zum *Black Swan* bringen.

Am Eingang grüßten einige der Damen freundlich. Edward war hier ein bekannter Gast. Ohne viel Federlesen ging er nach oben zur Bar. Um diese Zeit war nicht viel Betrieb. Am Tresen saßen nur ein paar abgerissene Gestalten und einige der Frauen hingen vor der Bühne herum.

Edward bestellte sich eine Flasche Whisky und ertränkte seine Sorgen. Nach dem zweiten Glas, das er schweigend zu sich genommen hatte, kam der Barkeeper zu ihm. Der war ein stämmiger Mann in Hemd und Seidenweste. Seine Haare waren abrasiert und er trug einen Anhänger mit dem Bildnis Samaels um den Hals.

»Keinen guten Tag gehabt?«, fragte der Barkeeper.

Edward schüttelte nur schweigend den Kopf. Er wollte nicht darüber reden. Es war ihm schon irgendwie peinlich, wie ihn dieser Poltergeist vorgeführt hatte. Er und dieser blöde Hund. Wie konnte man auch nur auf die Idee kommen, ein Chihuahua wäre ein geeignetes Medium für eine Totenanrufung?

Corby kannte die alte Witwe Murble seit dem Tod ihres Mannes. Er hatte hin und wieder kleinere Aufträge für sie erledigt. Alchemistische Zutaten besorgt und dergleichen. Dass

diese Sache derart eskaliert war, machte ihn verlegen und bestürzte ihn auf seltsame Art und Weise.

Er hatte schon viele Geisteraustreibungen vollzogen. Allerdings waren die meisten auch nicht von einem Hund ins Diesseits gerufen worden. Etwas war furchtbar schief gegangen. Sicher war es Streitbar, ob er den Hund als Opfer hätte anbieten müssen. Allerdings war Edward verärgert gewesen, dass Misses Murble ihn so hinters Licht geführt und ihn dann noch tagelang herumexperimentieren lassen hatte, während sie bei ihren Freundinnen saß und Tee trank. Die gute Frau war ja schon immer etwas eigen gewesen, aber das schlug dem Fass den Boden aus.

Edward sah auf den Boden seines Glases. Dort die Antworten auf seine Fragen zu suchen, hatte sich in den letzten Jahren zu einer schlechten Gewohnheit entwickelt.

Jemand legte ihm die Hand auf die Schulter, Edward zuckte zusammen.

»Alles in Ordnung«, sagte ein großer Mann hinter ihm entschuldigend.

Er hielt in jedem Arm eine Frau und war in eine offene, schwarze Robe gekleidet, die Kapuze hatte er abgelegt. Darunter trug er eine feine, schwarze Weste mit silbernen Seidenstickereien. Wie der Barman hatte er kurz rasiertes Haar und einen Anhänger mit dem Abbild Samaels um den Hals hängen. An den Fingern trug er viele silberne Ringe.

Henry Charlston. Jeder hier kannte ihn. Er war so etwas wie der Boss des *Black Swan*. Edward kannte ihn zudem beruflich. Sie hatten gemeinsam den einen oder anderen Auftrag erledigt.

»Henry.« Edward drehte sich auf seinem Barhocker zu ihm um.

»Ich habe gehört, was passiert ist«, sagte Charlston ohne Umschweife.

»Schlechte Neuigkeiten verbreiten sich schnell«, schloss Edward.

»Eine verpatzte Geisteraustreibung macht noch keinen schlechten Magier«, beteuerte Henry sanft. »Mich beunruhigt eher dein Freund Freddy Abberline.«

»Ach herrje ...« Corby schnaufte, doch er wurde von Henry gleich unterbrochen.

»Du weißt, dass die Leute hier keine Polizei mögen. Ich im Übrigen auch nicht. Das *Black Swan* soll ein Zufluchtsort für alle unserer Zunft sein, ohne dass sie befürchten müssen, von irgendwelchen übereifrigen Schutz Männern in Gewahrsam genommen zu werden.«

Edward hob beschwichtigend die Hände. »Es ist doch überhaupt nichts passiert. Fred hat mich bloß abgeholt, weil er dachte, ich könnte bei einem Fall helfen.«

»Und, kannst du das?«, fragte Henry. Er sah zu den beiden Frauen in seinen Armen. »Schätzchen, verlasst ihr mich kurz? Es geht ums Geschäft.«

Die leicht bekleideten Damen gingen davon und suchten sich woanders eine Beschäftigung.

Henry lehnte sich an den Tresen und blickte ihn eindringlich an. »Hast du heute schon Zeitung gelesen?«

»Du weißt, dass ich das nie tue«, mehr sagte Corby nicht dazu.

Henry rief den Barkeeper heran und bat ihn um die neuste Ausgabe der *London Times*. Er entfaltete die Titelseite und zeigte sie Edward.

»Das Monster von Whitechapel?«, las Edward vor und rümpfte die Nase. Die Sensationspresse hatte auch schon mal bessere Namen auf Lager.

»Der Frau den Bauch aufgeschlitzt und die Eingeweide herausgerissen. Erinnerst dich das an etwas?« Henry sah ihn herausfordernd an.

»Diese Zeitungsfritzen lassen auch kein Detail aus, was? Ich war in der Leichenhalle. Ich habe sie gesehen. Ihr fehlten keine Organe«, tat Edward Henrys Einwand ab.

Dieser schüttelte den Kopf. »Schmettere es nicht ab!«

»Was mache ich?«, fragte Edward ehrlich verwirrt.

»Seit ihrem Tod bist du nicht mehr du selbst. Das ist jetzt drei Jahre her. Wie lange willst du dir noch die Schuld geben, Ed?«

Über Edwards Gesicht huschte ein dunkler Schatten. »Ich will nicht darüber reden!«

Henry tippte ungeduldig auf die Zeitung. »Genau das ist das Problem. Du weißt, dass dies kein einzelner Mord bleiben wird. Es wird noch mehr geben!«

»Du musst es ja wissen«, grollte Edward und fragte sich, woher Henry das Recht nahm, ihn derart zu bedrängen.

»Mit Menschenopfern gibt sich unsere kleine Vereinigung nicht ab. Außerdem wäre das viel zu auffällig. Du bist nicht der einzige Mensch, der jemanden an diese Irren verloren hat. So zu tun, als sei das alles nicht da, hilft niemandem weiter!« Mit jedem Wort wurde Henry zunehmend lauter. Er konnte nicht verstehen, weshalb Corby das Offensichtliche verdrängte.

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun? Es gibt keinen Beweis! Nur das, was wir vor drei Jahren gesehen haben.« Nun

erhob auch Edward die Stimme. Er wollte nichts davon hören. Es gab keinen Hinweis darauf, dass dieser Mord mit der Sache damals in Verbindung stand.

Der Chef des *Black Swan* bemühte sich, wieder einen verständlicheren Tonfall anzuschlagen. »Dein Freund Abberline weiß es. Er hätte dich nicht geholt, wenn er nichts gehant hätte.«

Edward schüttelte nur den Kopf und wandte sich wieder seinem Schnaps zu.

»Na schön, dann ignoriere es. Mach das, was du seit drei Jahren tust! Aber sag dann nicht, ich hätte dich nicht gewarnt!«, entgegnete Henry ärgerlich. Er ging davon und überließ Edward Corby dem Whisky.



Am Abend wankte Edward die Treppen seines Hauses hoch. Verwundert stellte er fest, dass die Tür nicht abgeschlossen war. Obwohl er betrunken war, reichte es noch, um zu wissen, dass er die Tür abgeschlossen hatte. Von den ganzen Bannen und Flüchen zur Abwehr von Eindringlingen mal abgesehen, die er um sein Haus gewirkt hatte. Ein normaler Einbrecher hätte die Tür nicht auf bekommen, ein Magier wäre von seinen Schutzzaubern gegrillt worden.

Vorsichtig öffnete Corby die Tür und trat ein. Alles sah aus wie immer, außer das Licht, das aus dem Wohnsaal kam. Er wollte sich ungesehen und vorsichtig nähern, doch das knarrende Parkett unter seinen Füßen machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Ebenso die ungeölten Scharniere der Salontür, die bestialisch quietschte, als er sie öffnete.

Zu seiner eigenen Überraschung saß auf dem Sofa vor dem Kamin Misses Murble. Sie las in einem Buch und ihr Chihuahua lag neben ihr. Als sich Edward näherte, fuhr er herum und bellte.

»Mister Corby, wird ja auch mal Zeit, dass Sie hier auftauchen«, ließ Misses Murble verlauten, ohne von ihrem Buch aufzuschauen.

»Was in Gottes Namen tun Sie hier?«, entfuhr es Edward, nachdem er seine anfängliche Überraschung überwunden hatte.

»Sie haben mein Haus zerstört, falls Sie sich erinnern.« Jetzt sah sie tatsächlich auf.

Edward sah sie bloß an. Sein Blick lag irgendwo zwischen kompletter Entgeisterung und Verwirrung. »Was?«, fragte er bloß, weil ihm ob seiner Verblüffung nichts Besseres einfiel.

»Nun, ich war für so zwei oder drei Stunden recht wütend auf Sie, weil Sie Mister Piggels meinem Poltergeist von einem Ehegatten opfern wollten. Mister Piggels setzte mich jedoch darüber in Kenntnis, dass er Ihnen vergibt.«

»Moment, was? Ihr Hund hat mit Ihnen gesprochen?« Corbys Verwirrung nahm stetig zu.

»Sie sind kein Hundemensch, oder?«, fragte Misses Murble.

Es dauerte einige Augenblicke, bevor Edward verstand, was sie meinte.

»Wie sind Sie in mein Haus gekommen?«, wechselte er prompt das Thema.

»Mister Piggels war so frei, die Tür zu öffnen. Ich habe mir ja gedacht, dass Sie da irgendeine Beschwörung drauf liegen haben. Wie das Magier nun mal so machen.«

»Mister Piggels?«, fragte Edward entgeistert.

Mit diesem Hund stimmte doch etwas nicht!

Er kam näher und blickte den Chihuahua an. Der knurrte, bleckte die Zähne und bellte ihn an. Corby erhob zwei Finger und machte ein Handzeichen, um zu prüfen, ob der Hund irgendwelche Spuren von Magie aufwies, doch nichts. Er war nur ein Hund.

»Wussten Sie, dass die alten Azteken diese Hunde als Erste züchteten? Die Azteken achteten sie und bauten sogar Tempel ihnen zu ehren«, gab Misses Murble zum Besten.

Edward kannte die Geschichte. Sie waren Tempelhunde. Einige sagten dem Chihuahua sogar magische Fähigkeiten nach. Er wusste, dass manche Tiere derartige Merkmale ausprägten, doch dieses Exemplar war ihm nicht geheuer, Folklore hin oder her! Ein Hund, der als Medium dienen und seine magischen Banne umgehen konnte? Das war ja ein Fellknäuel von einem Türöffner!

»Also gut, warum sind Sie hier?«, fragte Edward und riss sich von Mister Piggels los.

»Das sagte ich bereits.«

»Nein. Sie haben sich tagelang von ihren Freundinnen haushalten lassen, während ich mich mit ihrem Mann gequält habe!«, entgegnete Edward ungehalten.

»Mein Lieber, bei besten Freundinnen kann man nicht länger als eine Woche wohnen. Ich brauche jedoch einen Wohnsitz, da mein Haus ja dank Ihnen nur noch eine Ruine ist.« Misses Murble sah ihn durchdringend an.

Langsam verlor Edward die Geduld. Diese ganze Situation war einfach lächerlich. »Wie kommen Sie darauf, dass *ich* Sie hier haben will?!«

»Oh, natürlich nicht ohne Gegenleistung. Ich dachte, ich könnte ihre Haushälterin sein. Und seien Sie ehrlich, Edward, Sie können wirklich eine gebrauchen!«

»Wagen Sie es nicht!«, rief Edward entrüstet. »Hier bleibt alles an seinem Platz! Außerdem habe ich noch nie eine Haushaltshilfe gebraucht!«

»Ja, das sieht man auch«, entgegnete Misses Murble mit einem kritischen Blick auf einen von Edwards Haufen aus Klammotten und Zetteln.

»Ich will Sie aber nicht!« Enerviert rieb er sich mit den Händen über das Gesicht.

»Ach, kommen Sie, das Haus ist groß. Ich finde hier sicher eine Ecke, wo ich Sie nicht störe.«

»Aber ...!«, begann Edward.

»Genug geredet!«, unterbrach Misses Murble ihn.

Sie stand auf und ging an ihm vorbei in die Vorhalle. Dort stand bereits ihr Koffer, den sie nun packte. Zusammen mit ihrem Hund marschierte sie die Treppe nach oben.

»Was, Mister Corby, habe ich Sie etwa nach Ihrer Meinung gefragt? Alles gut, Mister Corby. Ja, wirklich!«, ereiferte sich Edward, nachdem sie außer Hörweite war.

So eine Unverfrorenheit – und dann auch noch von einer Dame!

In seinem Kopf sah er, wie er die gute Misses Murble packte und aus dem Haus warf, doch der echte Edward Corby stand nur schulterzuckend und in sich hinein grummelnd in der Vorhalle. Er ging zurück in den Wohnsalon und sah zu dem kieferlosen Totenschädel auf dem Kaminsims.

»Und jetzt, alter Herbie? Was sagst du dazu?« Doch der Alte Herbie grinste nur schweigend. »Immer das Gleiche mit dir!«, schimpfte Edward in Richtung des Totenschädels.

Er ging zu einem der Bücherregale und zog einen unbeschrifteten, rot marmorierten Einband heraus. Es gab ein Klacken in der Regalwand und sie öffnete sich. Dahinter befanden sich ein Safe sowie eine Auswahl seines besten Weins. Er nahm eine Flasche und schloss die Regalwand wieder. Edward holte aus der Küche ein Weinglas und einen Korkenzieher. Danach genehmigte er sich das eine oder andere Schlückchen, um seinen Ärger hinunter zu spülen. Schnaps betäubte ihn, aber Wein sorgte für ein warmes, langsames Ermatten.

Corby sah in die Flammen und spürte, wie er langsam einschlief und seine Gedanken in die Welt der Träume hinüberschwebten.



The title page features a decorative ornament at the top. It consists of a central circle containing the Roman numeral 'III'. Below the circle are symmetrical, ornate scrollwork flourishes. A horizontal line separates this from the title 'Erste Nachforschungen', which is written in a stylized, slightly gothic font. Below the title is another horizontal line, followed by more symmetrical scrollwork flourishes at the bottom.

III

Erste Nachforschungen

Am nächsten Morgen weckte Edward ein lautes Hämmern an seiner Haustür. Ein Blick an sich hinunter zeigte ihm, dass er mal wieder in seinen Sachen geschlafen hatte. Müde rieb er sich den steifen Hals und tapste zur Haustür. Er hatte keine Ahnung, wie spät es war. Draußen war jedoch schon der Tag angebrochen.

»Ja. Ja! JA!«, schimpfte er vor sich hin, während er die Tür öffnete.

Vor ihm standen Frederick und dieser Pfau Abersteen. Letzterer ließ seinen Blick abschätzig über sein Erscheinungsbild gleiten, doch Abberline interessierte sich nicht für solche Nichtigkeiten und kam direkt zur Sache:

»Es gibt eine weitere Leiche. Ich möchte, dass Sie uns zum Tatort begleiten.«

»Einen Moment.« Edward nahm seinen Mantel und folgte den beiden zur Kutsche.

»Haben Sie darüber nachgedacht?«, fragte Frederick.

»Hm«, machte Edward jedoch nur.

Sie stiegen in die Kutsche und fuhren zum Ort des Verbrechens.

»Bevor wir aussteigen, möchte ich Sie kurz instruieren. Das Opfer heißt Annie Chapman. Siebenundvierzig Jahre alt. Sie wurde in einem Hinterhof gefunden. Das Ganze ist dem letzten Mord sehr ähnlich. Allerdings konnte der Täter dieses Mal sein Werk vollenden. Kehle durchgeschnitten. Ihr Bauch aufgebrochen und ausgeweidet. Laut Doktor Mood fehlt die Gebärmutter«, erklärte Frederick.

Edward wurde heiß und kalt zugleich. »Ist die Leiche noch vor Ort?«

»Ja, wir versuchen, die Schaulustigen fernzuhalten, aber natürlich hat sich das schon herumgesprochen. Wir kämpfen gerade den aussichtslosen Kampf gegen den Sensationsjournalismus«, sagte Frederick.

»Sie haben dem Kerl sogar schon einen Namen gegeben«, ergänzte Abersteen.

»Ach?«

»Jack the Ripper«, antwortete Abersteen in einem Ton, als wäre das völlig unter seiner Würde.

Edward sah ihn skeptisch an. »Dabei könnte es genauso gut eine Frau sein, oder nicht?«

»Eine Frau?« Abersteen schüttelte empört den Kopf. »Eine Frau wäre doch gar nicht fähig ...«

Frederick und Edward sahen ihn an, woraufhin er sofort verstummte.

Endlich kamen sie an. Ein Polizeiaufgebot bemühte sich, die aufgewühlte Menge von dem Hauseingang fernzuhalten. Edward folgte Frederick in den Hinterhof. Jemand hatte sich erbarmt und die Leiche mit einem Tuch zugedeckt, während aus den oberen Etagen die Leute aus den Fenstern

schauten und versuchten, einen Blick auf die Gemeuchelte zu ergattern.

»Zeigt uns die Leiche! Wir wollen was sehen!«, hörten sie jemanden von oben rufen.

»Unsere mitfühlenden Londoner. Wieder alle in Bestform!« Frederick schnaubte.

Er nahm das Laken und entblößte die Leiche. Plötzlich war es still. Die Neugierde war offenbar dem Schrecken gewichen. Immerhin etwas. Edward sah auf die Frau hinab. Die herausgezogenen Gedärme waren ihr wie ein Schal um den Hals gelegt worden. Abersteen hielt sich ein Tuch vor den Mund, um den bestialischen Gestank ein wenig zu dämpfen. Frederick sah ihn kurz an, schwieg jedoch dazu.

»Was sagen Sie dazu?«, wandte er sich an Corby.

Edward sah nach oben. Von den Fenstern in den Innenhof konnte jeder die Leiche sehen, genauso wie die Schaulustigen es jetzt taten. Nein, hierbei ging es nicht darum, die Toten zu verstecken.

»Um welche Uhrzeit geschah der Mord?«, fragte Edward.

»Heute Nacht. Ein Nachtwächter fand sie gegen drei Uhr früh. Da lag sie aber schon ein paar Stunden hier, warum?«, wollte der Inspector wissen.

Was sich hier zeigte, konnte Edward nicht länger verdrängen. »Es ist, wie Sie vermutet haben, Fred. Das hier ist nicht nur ein besonders grausamer Mord. Wir haben es mit Ritualmagie zu tun.«

Die Art von Ritualmagie, von der Edward gehofft hatte, sie nie wieder sehen zu müssen. Für ihn fühlte es sich wie ein grausames Déjà-vu an. Er ließ sich jedoch nichts anmerken.

»Erklären Sie das!«, forderte Abersteen, obwohl man ihm deutlich ansah, wie wenig er von dieser Einschätzung hielt.

»Das möchte ich nicht auf offener Straße tun«, wehrte Corby ab.

Abersteen hingegen zückte ein Vergrößerungsglas aus einer seiner Manteltasche, beugte sich über die Leiche und suchte damit jeden Zentimeter ab. So wirkte er wie die Karikatur eines Detektivs – wie aus einem dieser Kriminalromane.

»Was soll das werden?«, fragte Edward irritiert.

»Sie können mir nicht weiß machen, dass Ihnen ein flüchtiger Blick auf die Leiche sämtliche Details enthüllt hat«, echauffierte sich Abersteen. »Sehen Sie diese ausgefransten Wundmerkmale? Ich bin mir sicher, dass es sich bei der Mordwaffe um ein gezacktes Messer handelt. Vielleicht eine Tranchierklinge?«

»Natürlich tut es das. Es ist ein verdammter Ritualmord«, entgegnete Corby ungehalten und packte Abersteen am Kragen, um ihn von der Leiche fortzuziehen. Anschließend nahm er das Laken und deckte die Tote wieder zu.

»Ich darf doch sehr bitten! Sie wollen also absichtlich sämtliche Hinweise übersehen?«, fragte Abersteen missmutig.

Edward fragte sich, womit er es verdient hatte, sich mit diesem Schnösel von Detektiv abgeben zu müssen. »Ich habe alle Hinweise, die ich brauche.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte Abersteen und deckte die Leiche wieder auf. Erneut suchte er sie mit seiner Lupe ab.

Corby hatte genug. »Fred, sagen Sie mir, dass ich mir das nicht weiter antun muss«

Der Inspector atmete tief durch, schnappte sich das Laken und deckte die Leiche vor Abersteens Nase wieder zu. Er pack-

te sowohl Edward als auch Andrew jeweils an einem Arm und zog sie in Richtung Hofausgang.

»Das ist unerhört! So arbeite ich nicht«, meckerte Abersteen lauthals.

»Also gut, fahren wir zum Revier.« Frederick übergang die Schimpftirade des Detektives einfach. »Sie da, lassen Sie die Leiche abtransportieren. Wir sind hier fertig.«

Einer der Constables nickte. Sie gingen zurück zur Kutsche, stiegen ein und fuhren auf einen Wink an den Kutscher los.

»Also?«, fragte der Inspector.

»Ich schätze, ich muss beim Urschleim anfangen, oder?«, fragte Edward müde mit einem Blick auf den sichtlich angesäuerten Detektiv.

»Das wäre von Vorteil«, entgegnete Frederick.

Abersteen verschränkte die Arme vor der Brust und brummte irgendetwas in sich hinein. Sie ignorierten ihn.

»Wir Magier kommen mit der Fähigkeit auf die Welt, die magischen Energien spüren und nutzen zu können. Die Magie ist eine unsichtbare Kraft. Sie durchzieht diese Welt in jedem Winkel, dennoch ist sie für die meisten absolut unsichtbar. Wir Magier benötigen jahrelanges Training, um die durch Handzeichen und Riten richtig fokussieren zu können, um aus dieser wilden, freien Energie einen Nutzen zu ziehen. Ein Ritualmagier ist im Prinzip fast jeder von uns. Bestimmte Handlungen ergeben nur in bestimmten Zusammenhängen Sinn. Manche Riten gehen nicht über das Verbrennen von Kräutern hinaus, andere arbeiten mit Symbolismus, Pentagrammen und derartigen Dingen. Wieder andere benötigen Blut.«

Hier sah Andrew doch auf, sein Blick ungläubig wie angewidert.

»Es ist jedoch ein Unterschied, ob ich für einen Ritus ein Schaf schlachte oder einen Menschen ausweide. Ob Sie es glauben oder nicht, aber Menschenopfer sind selbst in unserem Geschäft nicht die Regel. Im Gegenteil, wer Menschenopferungen betreibt, gilt unter Magiern als ziemlich widerwärtig. Kein aufrechter Verfechter der Zunft möchte mit so jemandem Geschäfte machen, geschweige denn gesehen werden!«

Frederick glaubte, zu verstehen. »Also sind das Opferrituale?«

»Die Frau lag so auf dem Hof, dass Sie jeder sehen konnte. Wichtiger noch, des Nachts hätte sie der Mondschein voll getroffen. Dazu die Ausweidung und das Entfernen ihrer Organe.« Ernst blickte Corby erst Frederick und dann Abersteen an.

»Es war aber kein Vollmond.« Abersteen klang belustigt.

»Ich muss Sie enttäuschen, aber es ist ein Irrglaube, dass es immer Vollmond sein muss. Wichtig ist die richtige Ausrichtung zum Erdtrabanten, wenn man seine Kräfte anrufen will. Sie muss in einer direkten Sichtlinie liegen. Wäre der Mond auf oder untergegangen, hätte sie also irgendwann in seiner direkten Sichtlinie gelegen. Der durchgeschnittene Hals ist das direkte Opfer. Je nachdem, was man erreichen will, dienen herausgeschnittene Organe zur Anrufung alter Geister oder Dämonen.«

»Klingt ganz so, als würden wir den Täter in ihrem Umfeld suchen, Mister Corby«, begriff Abersteen.

Offenbar war der Detektiv nicht ganz so auf den Kopf gefallen, wie Edward zunächst angenommen hatte. »Sieht ganz so aus. Sie wissen, wie allergisch unsereins auf die Polizei reagiert.

Mit Ihnen würden sie kein Wort wechseln, es sei denn, es ginge darum, Ihnen die Pest auf den Hals zu wünschen.«

»Also nur ein ganz normaler Arbeitstag«, sagte Frederick sarkastisch.

Die Kutsche hielt vor dem Revier Whitechapel. Sie stiegen aus und gingen in das Büro des Inspectors. Dort setzten sich Edward und Abersteen vor den Tisch, wie sie es vor einigen Tagen schon einmal getan hatten.

»Was schlagen Sie also vor?«, wollte Abersteen wissen.

»Dass Sie beide sich an die Fersen dieses Magiers hängen, egal wer er ist. Ich kenne mich nicht wirklich mit der Kunst des Okkulten aus, aber nach all den Jahren mit Edward Corby weiß ich, dass wir mit weiteren Morden zu rechnen haben. Ich muss hierbleiben und die Stellung für wütende Anwohner, Journalisten und erzürnte Vorgesetzte halten. Sie beide gehen los und tun, was immer möglich ist«, befahl Frederick.

»Ich? Mit ihm?« Andrew wurde plötzlich nervös und sah zu Edward hinüber.

»Ich werde das nicht mit Ihnen diskutieren«, entgegnete der Inspector.

»Sind Sie sicher?«, fragte Edward. »Wenn ich mich nicht irre, dann führt uns diese Reise in die dunkelsten und tiefsten Winkel, die man sich vorstellen kann. Nichts für zartbesaitete Akademiker.«

Abersteen richtete sich auf und verschränkte die Arme vor der Brust. »Glauben Sie ja nicht, ich hätte nicht auch schon etwas Schmutz von der Straße abbekommen.«

»Hier geht es aber nicht um eine Kneipenschlägerei oder irgendeine vertrackte Beziehungstat. Hier geht es um etwas, dass

Ihrer Weltanschauung komplett widerstrebt. Um Menschenopfer, Magier und Schwarze Kunst«, versuchte Corby, dem weltfremden Detektiv begreiflich zu machen, worauf er sich da einließ. Und er verspürte keinerlei Lust, mit ihm zusammenzuarbeiten.

»Versuchen Sie gerade, den armen Abersteen abzuschrecken?«, fragte Frederick mit einer gewissen Belustigung in der Stimme. »Etwas Dunkelheit wird ihm sicher nicht schaden.«

Andrew sah zwischen Edward und dem Inspector hin und her. Er sagte jedoch nichts, sondern gab nur ein ungehaltenes Brummen von sich.

»Für gewöhnlich arbeite ich allein«, versuchte Edward noch einmal sein Glück.

»Gewöhnlich ist nichts an alledem«, erwiderte Frederick nüchtern. »Außerdem könnte ich es mir nicht verzeihen, wenn Ihnen unter meiner Obhut etwas passieren würde. Als Ermittlungsleiter ist es zudem meine Pflicht.«

»Jetzt kommen Sie mir nicht so.« Doch Edward wusste, wann er sich geschlagen geben musste.

Frederick Abberline musterte den Detektiv, der plötzlich in Schweigen verfallen war. »Abersteen, Sie sind ja so ruhig.«

»Sie fragen nach meiner Meinung? Hört, hört!«, erwiderte Abersteen schnippisch. »Ich werde es überleben. Außerdem bekomme ich so die fulminante Gelegenheit, diesen Scharlatan ein für alle Male zu enttarnen.«

»Jetzt geht das wieder los ...« Edward fuhr sich müde über das Gesicht. Wie oft hatte er solcherlei Anfeindung schon ertragen müssen.

»Sie werden sich vertragen, wie Profis das eben tun.« Mehr ein Befehl, denn eine Feststellung, seitens Frederick, den er mit

einem scharfen Blick auf die beiden untermauerte. Weder Corby noch Abersteen antworteten etwas darauf, sondern beäugten einander nur aus dem Augenwinkel.



Nach dieser Standpauke des Inspectors wich Abersteen Edward nicht mehr von der Seite. Er hatte es sich offensichtlich in den Kopf gesetzt, ihn auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Nicht nur, weil er jetzt sein Partner sein sollte, sondern auch, um Edward zu enttarnen. Er fand das zwar lächerlich, nahm es aber hin.

Ihr erster Weg führte sie in das *Black Swan*. Wenn man einen Prostituierten-Mörder suchte, gab es keinen besseren Ort als ein Freudenhaus. Abersteen war es sichtlich unangenehm. Gut, das konnte er ausnutzen. Edward steckte einigen der leichten Mädchen eine Zehn-Pfund-Note zu. Mehr als sie sonst an einem Tag verdienten. Sie kümmerten sich mit ungeahntem Enthusiasmus um seinen Partner. Sie überfielen ihn regelrecht, um ihn dann in irgendein Zimmer zu zerren.

Der Arme, dachte Edward belustigt, *bestimmt ist er noch Jungfrau.*

Er selbst hingegen suchte sich die Frauen ganz genau aus. Er kam schon so lange in dieses Etablissement, dass er sie alle mit Namen kannte. Seine Wahl fiel auf eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren, die sie zu einem Zopf geflochten hatte. Sie trug ein langes, ebenfalls schwarzes Kleid, rauchte aus einem Zigarettenhalter und trug einen Fächer in der anderen Hand. Weniger für frische Luft, sondern als modisches Accessoire.

Elizabeth McKinnley, aber alle nannten sie nur Elli.

»Oh, Mister Corby, du hast dich ja schon lange nicht mehr bei mir blicken lassen. Viel zu tun?« Sie trat zu ihm heran.

»So, wie ich das sehe, kannst du dir diese Frage selbst beantworten«, entgegnete Edward.

»Mhm, hier gibt es ja gar kein anderes Thema mehr als diese schrecklichen Morde. Wenn du mir jetzt auch noch damit kommst, verfall ich womöglich in Depressionen.«

»Schade, dabei wollte ich dich gerade in eine Ermittlung verwickeln.« Corby schenkte ihr ein gewinnendes Lächeln, von dem er wusste, welche Wirkung es hatte.

Elli ließ sich jedoch nicht so leicht umgarnen, weshalb er sie so mochte. »Du willst mich ausfragen, stimmt's? Ich sollte dafür doppelt so viel verlangen wie für meine sonstigen Dienste, sonst sterbe ich noch ärmer, als ich ohnehin schon bin.«

»Wir können das auch gerne in deinem Zimmer besprechen.« Edward grinste spitzbübisch.

»So ein Charmeur!« Elli zog an ihrer Zigarette. »Dann komm, ich habe gerade niemanden.«

Sie führte Edward zu dem hintersten Zimmer im Gang. Etwas abgelegen von den anderen. Das passte ihm, denn Elizabeth war auch keine normale Prostituierte. Sie bot neben den Diensten der fleischlichen Befriedigung auch gewisse magische Gefälligkeiten an. Die meisten davon hatten etwas mit speziellen Tränken und Cremes für die erhöhte Lustbefriedigung zu tun, aber auch Wahrsagerei und das Legen von Karten gehörten zu ihrem Repertoire. Für Edward hingegen tat sie mehr als das. Sie war für ihn Augen und Ohren im *Black Swan*. Wenn es also Gerüchten nachzugehen ging, dann war sie seine Frau.

»Nun, kann ich dir etwas anbieten?«, fragte Elli, als er das Zimmer betrat.

Es war vollgestopft mit allerlei Dingen, die man brauchte, um alchemistische Tränke herzustellen, dazu Bücherregale mit dicken Folianten, ein kleiner, runder Tisch mit Stühlen und dicken Sitzkissen sowie natürlich ein hinter einem Vorhang abgetrennt stehendes Bett, wo sie für gewöhnlich ihre Kunden bediente.

Edward setzte sich an den Tisch. »Nur das Übliche, falls du welches da hast.«

Elisabeth ging zu einem Schrank und holte ein kleines Fläschchen daraus hervor. Sie schüttete den Inhalt in ein Glas und reichte es ihm. Darin befand sich eine Mischung aus Absinth und einer ihrer Tränke für das allgemeine Wohlbefinden. Edward wollte hier noch eine Weile bleiben. Schon allein, damit er diesen dussligen Abersteen nicht sehen musste.

Elli setzte sich ihm gegenüber, überschlug die Beine und fächelte sich etwas Luft zu. Nicht, dass sie das nötig gehabt hätte.

Corby trank den Inhalt seines Glases in einem Zug aus, ehe er sich ihr widmete. »Also, hast du etwas gehört?«

»Nichts Bestimmtes. Alle haben nur Angst vor dem Verrückten, der diese Frauen abgeschlachtet hat.«

Edward schüttelte den Kopf. »Es ist kein Verrückter. Es handelt sich um Ritualmagie. Menschenopfer. Allerdings unausgereift. Fast so, als würde er noch üben.«

»Das ändert die Dinge natürlich.« Elli schluckte. »Aber warum kommst du damit zu mir?«

»Abberline hat mir diesen weltfremden Kerl da draußen aufgehalst.«

»Wer? Doch nicht den kleinen Schüchternen, den diese Gottesanbeterinnen weggeschleift haben?« Edward grinste zur Antwort jedoch nur. »Böse, Mister Corby. Sehr, sehr böse!«

»Ich möchte doch nur, dass er sich mal etwas amüsiert. Der Kerl ist steif wie ein Brett!« Edward ließ sich auf seinen Stuhl zurückfallen. »Ich brauche einen Partner, der etwas hiervon versteht. Abersteen ist der Wachhund des Scotland Yards, damit ich keine unklugen Sachen anstelle.«

»Und? Soll ich ihn in Säure auflösen und Seife aus seinen Knochen machen?«, bot Elisabeth ganz ernsthaft an.

Nun wurde Edward streng. »So etwas würde ich nie verlangen.«

Jetzt war es an Elli, ihn anzugrinsen. »Nun, lass einer Hexe doch ihre Späße.« Gleich darauf wurde sie jedoch ernst. »Die Jagd auf einen Magier, der Blutopfer begeht ... Sollen wir das nicht lieber dem Orden des Samael überlassen?«

»Nein, der Orden wäre in dieser Angelegenheit genauso nutzlos wie die Polizei.«

Elli legte ihren Zigarettenhalter sowie den Fächer beiseite und griff über den Tisch, um Edwards Hände in ihre zu nehmen. »Ist es ihretwegen?«, fragte sie vorsichtig.

Edward wollte eigentlich nicht über dieses Thema reden. Obwohl so viel Zeit vergangen war, lastete es noch so schwer auf ihm, dass er jedes Mal glaubte, daran ersticken zu müssen.

»Wir haben das Schwein damals nicht erwischt. Noch einmal lasse ich das nicht geschehen!«

»Ed, manches liegt nicht in unserer Macht. Der Tod deiner Frau war ein grausames Verbrechen. Eines, für das dieser Mistkerl hoffentlich in der Hölle schmort, aber es ist geschehen. Es

lag nicht an dir, sondern daran, dass ein böser Mensch böse Taten beging.«

»Nein!« Corby zog seine Hände zurück, als hätte er sich an ihr verbrannt. »Ich war nicht schnell genug. Ich dachte, mit der Hilfe des Ordens könnte ich ihn kriegen, aber sie sind nutzlos, wenn es drauf ankommt. Genauso wie die Polizei oder Scotland Yard. Frederick bemüht sich, aber er kann es dennoch nicht ändern, wenn der Fisch vom Kopf her stinkt!«

Edward war wütend. Wie immer, wenn er über dieses Thema sprach. Die Trauer um seine Frau war schlimm, doch die Gewissheit, dass er sie vielleicht hätte retten können, wenn er nicht auf Verstärkung gewartet hätte ... Es brachte ihn um den Schlaf. Deshalb betrank er sich, nahm Opium und tat alles, um zu vergessen.

Und nun hatte er diesen Klotz Abersteen bei diesem Fall am Bein, der in seiner verbohrten Art womöglich verhindern würde, dass er den Kerl dieses Mal kriegte.

Elizabeth bemerkte, wie sich Edwards Miene verfinsterte. Sie erhob sich und reichte ihm die Hände. Er blickte mürrisch an ihr vorbei, doch er nahm schließlich ihre Geste an und erhob sich.

Elli nahm sein Gesicht in seine Hände und küsste ihn sanft. »Ich bin mir sicher, ich kann etwas tun, damit es dir besser geht.«

Corby atmete tief durch und sah sie nun doch an. »Warum nicht? Wäre ja schlimm, wenn Abersteen allein den ganzen Spaß hätte.«

»Böser Mann«, hauchte Elli. Sie zog ihm den Mantel von den Schultern und bugsierte ihn mit sanfter Gewalt auf das Bett.

Edward wusste, was sie vorhatte. Er wehrte sich nicht, etwas fleischliches Vergnügen sollte ihm nicht schaden – und Elizabeth verstand ihr Handwerk, ob es dabei um ihre Tränke oder etwas Handfesteres ging.

Betont langsam ließ sie die Träger ihres Kleides von ihren Schultern rutschen und entblößte, was sie vermeintlich gut verborgen hielt. Wie alle Frauen hier trug sie keine Unterwäsche. Warum auch? Das hätte sie nur gehindert. Nackt wie sie war, setzte sie sich auf Edwards Schoß.

Er roch genüsslich an ihr. Sie trug kein handelsübliches Parfüm. Vermutlich auch eine ihrer eigenen Tinkturen. Es war ein dunkler und dennoch angenehmer Geruch. Edward legte die Arme um sie und atmete tief dieses berauschende, düstere Gefühl ein, dass auf ihrer Haut lag.

Elli glitt mit ihren Fingern durch sein Haar und streichelte sanft seinen Nacken. Mit seinen eigenen Händen wanderte er hinab zu ihrem Hintern. Er packte sie mit einem Ruck und bugsierte sie mit dem Rücken auf das Laken vor sich. Edward fuhr mit seinen Lippen ihren Hals hinab. Sanft küsste er ihr Schlüsselbein und legte seine Arme um ihre Schultern. Elli öffnete ihm mit geschickten Handgriffen das Hemd und zog es ihm aus. Mit ihren Händen fuhr sie über seine Brust und schließlich hinunter zu seinem Gürtel.

Corby fühlte die in sich anschwellende Lust. Er zog seine Hose hinunter und entblößte sein bereits steifes Glied.

Sanft nahm Elli seinen Penis in ihre Hände und streichelte ihn behutsam. Edward schloss die Augen und genoss ihre Berührungen. Leise seufzte er, spürte den Druck in sich. Wie die Lust zwischen seinen Lenden brannte. Sanft drückte er ihre

Schenkel auseinander und ließ sich in sie gleiten. Elli schlang ihre Beine um seine Hüfte und ihre Arme um seine Schultern. Ein Stöhnen entfuhr ihm und er begann, sich rhythmisch in ihr zu bewegen. Er legte seine Stirn an ihre und küsste sie. Stetig berührten sich ihre Lippen, während sie sich unaufhaltsam ihrem Höhepunkt nährten.

Edward stöhnte genüsslich und wurde schneller. Er baute sich über ihr auf und umklammerte ihren Hintern, trieb sich nun wild in ihren Körper. In der Ekstase schrie er laut auf und spürte schließlich voller Befriedigung, wie er sich in Ellis Schoß ergoss.

Er atmete heftig und seine Bewegungen erstarben jäh. Elli legte ihre Arme um ihn und streichelte sanft über seinen Rücken. Der Sex fegte sein Gehirn leer. Er dachte nur noch daran, wie sehr er es genossen hatte.

Nach einigen Augenblicken regte sich Edward wieder. Sanft zog er sich aus Elli zurück und rollte sich auf den Rücken. Was sie hier miteinander taten, war weder normale Prostitution noch irgendeine Form von fester Beziehung. Es lag irgendwo dazwischen. Elli hatte ein offenes Ohr und verlangte für Augenblicke wie diesen nichts. Eine seltsame Art von Verbindung bestand zwischen ihnen. Eine, die dafür sorgte, dass Elisabeth auch seinen Schutz genoss, sollte sie einmal in Bedrängnis geraten.

Nach dem, was mit seiner Frau geschehen war, wusste Edward auch gar nicht, ob er es anders gewollt hätte. Liebe machte so verletzlich. Er wusste nicht, ob er diesen Schmerz noch ein zweites Mal hätte ertragen können.

»Ed?«

»Mhm«, brummte Edward.

Bevor er jedoch hören konnte, was sie ihm zu sagen hatte, sprang die Tür auf und ein nackter, sichtlich gehetzter Abersteen kam in den Raum gestürmt. Er schmiss die Tür hinter sich zu und lehnte sich dagegen, als wäre er gerade einem Rudel Wölfen entkommen.

»Wa-?«, entfuhr es ihm, als er Edward und Elizabeth auf dem Bett entdeckte.

»Das ist doch der kleine Schüchterne, oder?«, fragte Elli mit einem amüsierten Glitzern in den Augen.

Corby wusste sich nicht ganz so gut zu beherrschen und grinste breit. »Aber Mister Abersteen, warum denn so nervös?«

»Diese Frauen! Die sind vollkommen von Sinnen!«, entgegnete Abersteen atemlos.

»So sind sie eben.« Edward lachte leise genüsslich.

»Und Sie? Was tun Sie hier?«, fragte Abersteen völlig von der Rolle.

»Wir machen Nacktkuscheln, aber uns fehlt noch ein Partner.« Edward zwinkerte ihm zu und klopfte neben sich auf das Laken.

»W-was?«, sagte Abersteen erschrocken. »Argh, warten Sie mal, Sie stecken doch mit denen unter einer Decke!«

»Ich?«, fragte Corby mit Unschuldsmiene. »Außerdem habe ich meine Decke hier – und da steckt schon jemand anderes mit drunter.«

Abersteen, dem offenbar jetzt erst gewahr wurde, dass er noch immer nackt war, griff sich ein Kissen von den Stühlen am Tisch und hielt es vor sein bestes Stück. Ganz so, als könnte das verdecken, was ohnehin bereits alle von ihm gesehen hatten.

»Sind Sie etwa ...?«, Abersteen deutete auf Edward. »Und haben Sie gerade ...?«

»Sie etwa nicht? Was haben Sie nur mit Ihrer liebeizenden Begleitung angestellt?«, entgegnete Edward gespielt brüskiert.

Elli, an seine Brust gelehnt, versuchte krampfhaft, sich das Lachen zu verkneifen.

»Das waren drei Frauen gegen einen! Und was die mit mir machen wollten! Unaussprechlich! Das hier verstößt doch gegen alle guten Sitten!«

»Er weiß aber schon, warum man es Bordell nennt?«, fragte Elli amüsiert.

»Es ist schlimm genug, dass jemand von meinem Stand in diese Spelunke geschleppt wurde, da muss ich mich nicht noch von einer Dirne belehren lassen!«

»Moment, wie hat er mich genannt?« Elli erhob sich aus dem Bett.

Edward verschränkte die Arme hinter dem Kopf und konnte nicht aufhören, zu grinsen. Oh, das wollte er unbedingt sehen!

Abersteen wandte pikiert das Gesicht ab und hielt sich die Hand vor die Augen. Als würde das ungesehen machen, was er bereits erblickt hatte – eine nackte Frau, die es sich nicht gefallen ließ, wie er mit ihr sprach.

Elisabeth stand mit in die Hüften gestemmt Armen vor ihm. »Ed, wo hast du nur diesen Kasper aufgegabelt?«

»Frag das Scotland Yard. Angeblich der genialste Kopf der Kriminologie«, antwortete Edward, nicht ohne sarkastischen Unterton.

»Deduktion! Wie oft denn noch! Das ist bei Weitem nicht bloße Kriminologie!«

Vor lauter Wut auf Edward Corby vergaß Abersteen, sein Gesicht abzuwenden.

»Und mich nennt er einen Scharlatan. Ist das zu fassen?«, fragte Edward, noch immer höchst belustigt, die fassungslose Elli.

»Ich glaube, du hast recht«, sagte sie plötzlich. »Ihr braucht meine Hilfe. Beide. Und zwar ganz dringend.«

»Was weiß eine Dirne schon von ...?«

»Jüngelchen, wenn du noch einmal dieses Wort zu mir sagst, dann schwöre ich dir, du findest deine Eier in deinem Hals wieder!«, entgegnete Elli bedrohlich. »Und du, Mister Corby, hattest für heute wirklich genug Spaß.« Sie hob ihr Kleid vom Boden auf und zog es sich wieder an.

»Ich frage die Mädchen, wo sie seine Sachen haben. Währenddessen könnt ihr zwei euch ja vielleicht wie erwachsene Männer benehmen!« Sie ging aus dem Raum.

Abersteen sah ihr nach. Schließlich wandte er sich zornig an Edward. »Was haben Sie sich dabei gedacht?«

Edward legte eine Unschuldsmiene auf und erhob sich. »Ich dachte, Ihnen täte etwas Vergnügen gut.«

»Vergnügen? Das hier ist gleich einem Tollhaus!! Vergnüglich ist eine Symphonie von Beethoven oder eine vorgetragene Komödie von Oscar Wild. Somit ist das hier das pure Gegenteil von Vergnügen!«

»Sie sind also tatsächlich so steif, wie Sie tun«, schloss Edward nüchtern.

»Was spielt das bei einer Mordermittlung für eine Rolle?«, entgegnete Abersteen entrüstet. Mittlerweile hatte er vollkommen vergessen, dass er noch so dastand, wie Gott ihn geschaffen hatte.

»Das hier ist aber keine Mordermittlung. Das hier ist die Jagd auf einen Blutopferkultisten. Oder vielleicht sogar auf Mehrere. Noch bevor das alles hier endet, werden wir durch Blut und Gedärme waten. Ihre feinsinnigen Bücher und ihr gehobener Stand werden Sie hier das Leben kosten. In meiner Welt werden Menschen wie Sie zum Frühstück verspeist. Ich frage mich wirklich, welcher Naivling bei Scotland Yard glaubt, Sie könnten diesen Fall in einem Stück überleben.«

»Ich habe mich wahrlich nicht darum gerissen und wäre auch lieber bei meinen Büchern. Doch wenn Scotland Yard sagt, es braucht Sie, dann sagen Sie nicht einfach Nein! Ich bin Wissenschaftler, verdammt noch mal!«

»Na, sehen Sie? Sie tauen doch langsam auf!« Edward klatschte freudig in die Hände. »Und genau deshalb brauchen wir Elizabeth.«

»Ihre *Freundin*?«, fragte Abersteen.

»So weit würde ich nicht gehen«, wehrte Corby gelassen ab.

Die Tür schwang erneut auf und Elli kam mit einem Bündel unter dem Arm herein. »Vertragst ihr euch wieder?«, fragte sie und drückte Abersteen die Sachen in die Hände. »Los, anziehen! Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit! Du auch, Mister Corby!«

Edward sammelte seine sieben Sachen ein und zog sich wieder an. Abersteen war es sichtlich unangenehm, sich unter ihren Blicken anzukleiden, doch er gab keine Widerworte von sich.

»Und wohin nun?«, fragte er schließlich.

»Zu mir nach Hause«, sagte Edward. »Ich muss Elizabeth die Akten zeigen. Sie können derweil so tun, als seien Sie nicht da.«

»Auf keinen Fall, ich begleite Sie beide!«, erwiderte Abers-
teen.

Elisabeth legte Corby beruhigend die Hand auf den Arm.
»Lass ihn, Ed. Wenn er uns unbedingt begleiten will, soll er das
tun. Vielleicht lernt er dabei sogar noch etwas.«

Edward runzelte die Stirn. Ihm war leider klar, dass er
Abersteen nicht mehr loswerden würde.

Also gut, was bleibt mir auch anderes übrig?, resignierte er in-
nerlich.

Gemeinsam verließen Sie das *Black Swan* und Edward
winkte einen Kutscher heran, der sie zu seiner Villa brachte.
Als sie durch die Haustür eintraten, stockte Edward zunächst
der Atem. Das ganze Haus war blitzblank geputzt! Der Mar-
mor glänzte, die Fenster waren sauber und, was am schlimms-
ten war, jemand hatte aufgeräumt!

»Miss Murble!«, rief Edward außer sich. »Was zum Teufel
haben Sie getan!?«

Miss Murble erschien am oberen Ende der Treppe. Sie war
in eine weiße Schürze gekleidet und trug einen Schrubber in
der Hand.

»Guten Abend, Mister Corby. Oh, wie ich sehe, haben Sie
Besuch mitgebracht.«

»Was haben Sie getan?«, rief Edward erneut.

»Nun, ich habe mir erlaubt, ihr Haus etwas wohnlicher zu
gestalten. Ehrlich, Edward, wie konnten Sie nur so leben?«

»Ich habe Ihnen gesagt, dass Sie nicht aufräumen sollen!«,
presste Edward zornig hervor.

Miss Murble verdrehte jedoch nur die Augen. »Ja natürlich,
nur das Genie beherrscht das Chaos und so weiter, trotzdem

werden Sie mir später sicherlich noch dafür danken. Und keine Angst, ich habe ihr Wirrwarr gut sortiert auf dem Wohnzimmermetsch hinterlassen.«

»Argh-hmpf!«, machte Edward ungehalten und ging schnellen Schrittes in den Wohnsalon.

Dort stapelten sich seine Papiere plötzlich sortiert nach Datum und Fall, ordentlich getrennt durch beschriftete Papierstreifen.

»Ich habe ein verdammtes Ablagesystem und sie bringt es mir völlig durcheinander!«, grummelte Edward ungehalten und suchte in dem Stapel nach der Akte über die jetzigen Morde.

Er fand sie schließlich ganz oben auf. Das war zwar logisch, jedoch befand er sich nicht in der Verfassung, das jetzt zuzugeben. Darin enthalten war der Obduktionsbericht der beiden Frauen, den er Elisabeth zeigte.

Noch während sie las, runzelte sie die Stirn. »O verdammt! Das klingt ja wie ...«

»Genau«, schloss Edward.

»Entschuldigen Sie, aber wovon reden Sie da?«, mischte sich Abersteen ein.

Elli warf Abersteen einen kurzen Blick zu. »Willst du oder soll ich?«

»Vor drei Jahren hat jemand schon einmal Frauen ermordet. Auf ähnlich bestialische Art und Weise. Allerdings waren seine Werke ausgereifter. Er machte aus den Leichen regelrechte Kunstwerke aus Blut und Gedärmen. Sein letztes Opfer war meine Frau. Danach verschwand er spurlos«, erklärte Corby mit eiskalter Stimme.

Abersteen starrte ihn an, in seinem Kopf arbeitete es. »Sie glauben, es ist derselbe Täter?«, fragte Abersteen vorsichtig.

»Nein, nicht derselbe. Vielleicht ein Lehrling, der sich an Blutopfern versucht. Die erste Leiche schlitzt er nur auf, ohne Organe zu entfernen. Die Zweite weidete er dann schon aus und stahl die Gebärmutter. Er steigert sich von Mal zu Mal. Wer weiß, was er dem dritten oder vierten Opfer antun wird.«

Abersteen zog die Augenbrauen zusammen und musterte Corby abschätzig. »So haben Sie das Inspector Abberline aber nicht erzählt.«

»Frederick muss nicht mehr wissen als nötig. Außerdem weiß er, was mit meiner Frau passiert ist. Deshalb hat er mich hinzugezogen. Anders als seine Vorgesetzten hat er sofort gehandelt, worauf das hinauslaufen wird. Sie hingegen sind nur dabei, weil Scotland Yard um seinen guten Ruf fürchtet, wenn es mit mir zusammenarbeitet. Offiziell befasst sich die Polizei nicht mit dem Okkulten.«

»Na schön, ich verstehe jetzt, warum Sie sich gegen meine Anwesenheit wehren, Mister Corby. Für Sie ist es etwas Persönliches. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?« In Abersteens Stimme schwang ein Hauch von Versöhnung mit.

»Weil es niemanden etwas angeht, der nicht involviert war!«, presste Edward düster hervor.

»Also gut, ihr beiden, ich würde vorschlagen, wir schlafen alle eine Runde darüber. Mister Abersteen, wenn Sie uns nun verlassen wollen?«

»Ich komme morgen früh vorbei«, teilte der kurz angebunden mit. Dass Elli ihn regelrecht aus dem Haus schmiss, war ihm eindeutig nicht genehm, doch er legte es nicht auf einen

Streit an und ging zur Tür. Auf dem Absatz wendete er sich jedoch noch einmal an sie. »Und Mister Corby, Sie hätten mich nicht in eine unschickliche Lage bringen müssen, um mit mir zu reden.« Dann drehte sich Andrew um und verschwand aus dem Anwesen.

Edward spähte zur Tür hinaus und sah ihm nach, bis er die Straße hinunter verschwunden war.



Andrew James Abersteen war mit dem Commissioner Sir Ruthger Ward und Inspector Frederick Abberline verabredet. Sie saßen an einem Tisch in einem Sèparee eines der gehobeneren Restaurants Londons. Weit genug von den übrigen Gästen entfernt, um auch über Brisantes sprechen zu können.

Der Commissioner war ein älterer Herr mit zum Scheitel gekämmten grauen Haaren und einem dicken Backenbart. Er trug ein weißes Hemd mit Stehkragen, darüber einen schwarzen Anzug und ein ebenso schwarzes Halstuch. An seinem Ringfinger war der Siegelring der Londoner Freimaurerloge zu sehen. Viele Freimaurer versuchten, zu vermeiden, als solche erkannt zu werden, doch der Commissioner verfolgte eine andere Politik diesbezüglich. Diese mehr oder weniger illustre Gesellschaft saß da und trank Wein, während sie auf ihr Essen wartete.

»Nun denn, Mister Abersteen, was können Sie uns berichten?«, kam der Commissioner zu dem Grund dieses Treffens.

Abersteen überlegte einen Moment, ehe er antwortete: »Ich weiß ehrlich gesagt nicht, wo ich anfangen soll. Mister Corby

hat mehr als einmal versucht, mich loszuwerden und das – wie ich im Nachhinein sagen muss – aus gutem Grund.«

Commissioner Ward hatte seine volle Aufmerksamkeit.
»Ich höre.«

»Dieser Fall ... Mister Corby erwähnte, dass vor drei Jahren bereits etwas Ähnliches geschehen sei. Ich habe in die Fallakten von Scotland Yard geschaut und nichts Derartiges gefunden.«

»Das ist richtig, weil es keine Akten gibt. Der Geheimdienst unserer Majestät besitzt diese – und bevor sie versuchen, Akteneinsicht zu beantragen, mein Freund, vergessen Sie es lieber gleich! Diese Protokolle wurden als *Top Secret* eingestuft. Selbst ich müsste eine lange Liste von Überprüfungen über mich ergehen lassen, wollte ich einen Blick hinein werfen.«

Nun war es an Abersteen, mehr erfahren zu wollen. »Was ist damals geschehen?«

»Inspector Abberline hat es nicht erzählt?«, fragte der Commissioner.

»Ich habe versucht, das Thema nicht mehr als nötig anzuschneiden«, entgegnete Frederick ruhig.

»Mister Corby erwähnte, dass seine Frau ermordet wurde.« Andrew konnte es gerade so unterdrücken, einen missbilligenden Gesichtsausdruck zur Schau zu stellen.

»Ja, seine Frau und noch sechs andere. Es war ein blutiges Gemetzel. Anders als bei diesem Ripper-Fall konnten wir es jedoch der Öffentlichkeit verheimlichen. Die Leichen wurden nicht annähernd so aufmerksamkeitshirschend zur Schau gestellt. Dieser Fall und der jetzige überschneiden sich auf ungewöhnliche Art. Es ist Ihre Aufgabe, die wahre Natur dieser Verbrechen nicht ans Licht kommen zu lassen. Würde öffentlich, was sie bei-

de wissen, könnte das zu einer Massenpanik innerhalb der Stadt führen. Manchmal muss die Wahrheit zum Wohle aller im Verborgenen bleiben«, erklärte der Commissioner in gedämpften Tonfall, obwohl sie hier niemand hören konnte.

»Dann wird es keine Gerechtigkeit geben«, schloss Andrew sachlich.

»Bei der Polizeiarbeit geht es nur selten um Gerechtigkeit. Die Polis, die Stadtwache im alten Griechenland, hatte nicht nur die Aufgabe, Raub und Mord zu verhindern, sie sollte das Gleichgewicht wahren. Wenn das hieß, dass man zum Wohle der Gesellschaft manche opfern musste, dann war das eben so. Auch die heutige Polizei muss sich immer der Frage stellen, ob das Opfer einzelner nicht dem Schutze des Großen und Ganzen dient. Wenn ein paar Frauen ermordet werden, ist das sicherlich bedauerlich, aber denken Sie nur daran, was geschehen würde, wenn die Öffentlichkeit erfahren würde, dass wir von Magiern, Okkultisten und Zauberwesen umgeben sind. Der Aufruhr, den ein Mister Corby veranstaltet, reicht völlig. Stellen Sie sich vor, es gäbe Hunderte Edward Corbys in dieser Stadt. Die Ordnung würde völlig zusammenbrechen«, schloss Commissioner Ward.

Da musste Andrew zustimmen, doch ihm gefiel die Richtung nicht, in die dieses Gespräch ging. »Also bin ich nur dafür da, um die Dinge zu vertuschen«, entgegnete Abersteen unwirsch.

»Sie sind noch jung. Als ich in ihrem Alter war, dachte ich auch noch, ich müsste die Welt verändern. Aber die Dinge liegen genau andersherum. Die Welt verändert uns. Wenn Sie damit nicht fertig werden, muss ich mir jemand anderen für diese Aufgabe suchen.« Ruthger Ward bedachte Andrew mit einem Blick, der nahelegte, wie ernst es ihm damit war.

»Sie wollen, dass Inspector Abberline und ich schweigen?«, fragte Andrew empört.

»Der Inspector weiß um die Problematik und hat sich mir gegenüber immer treu ergeben gezeigt. Sie, Andrew, werden mit diesem Fall auf die Probe gestellt. Es geht nicht nur um ihr Schweigen, sondern auch darum, ob sie bereit sind, das Nötige zu tun.«

Andrew wurde ganz anders. Ihm wurde langsam klar, worauf diese Unterredung hinauslief. »Wie definieren Sie *das Nötige*?«

»Wenn die Gefahr besteht, dass alles ans Licht kommt, müssen Sie es verhindern. Mister Corby ist ein wankelmütiger Verbündeter. Da dieser Fall so sehr mit dem Tod seiner Frau verflochten ist, macht ihn das nur unberechenbarer. Ich brauche Ihre Versicherung, dass Sie Mister Corby, sollte es zum äußersten kommen, ausschalten.«

Andrew wusste nicht, was er sagen sollte. Er löste Verbrechen, er beging sie nicht! Dennoch wusste er, dass der Commissioner in gewisser Weise recht hatte. Die Politik folgte ihrer eigenen Logik und in dieser gab es keinen Platz für richtig oder falsch. Es gab nur Interessen. Und die Interessen von Scotland Yard und die des Magiers waren nicht unbedingt immer dieselben.

»Sie haben meine Versicherung«, sagte Abersteen schließlich.

»Ich bin froh, das zu hören«, der Commissioner schenkte ihm ein wohlwollendes Lächeln. »Ah, sehen Sie, da kommt unser Essen.«

Andrew tauschte einen Blick mit dem Inspector, der ihn zur Vorsicht gemahnte. Anschließend sah er erleichtert dem Essen entgegen, bot es doch eine hervorragende Möglichkeit, in Ruhe über die Worte des Commissioners nachzudenken.